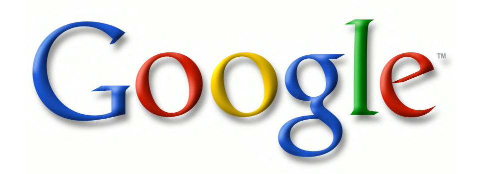




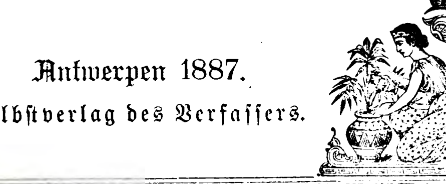
Reiseskizzen



von

Gerh. von Stramberg.





Antwerpen 1887.
Selbstverlag des Verfassers.

Inhaltsverzeichniß.

Vorrede.

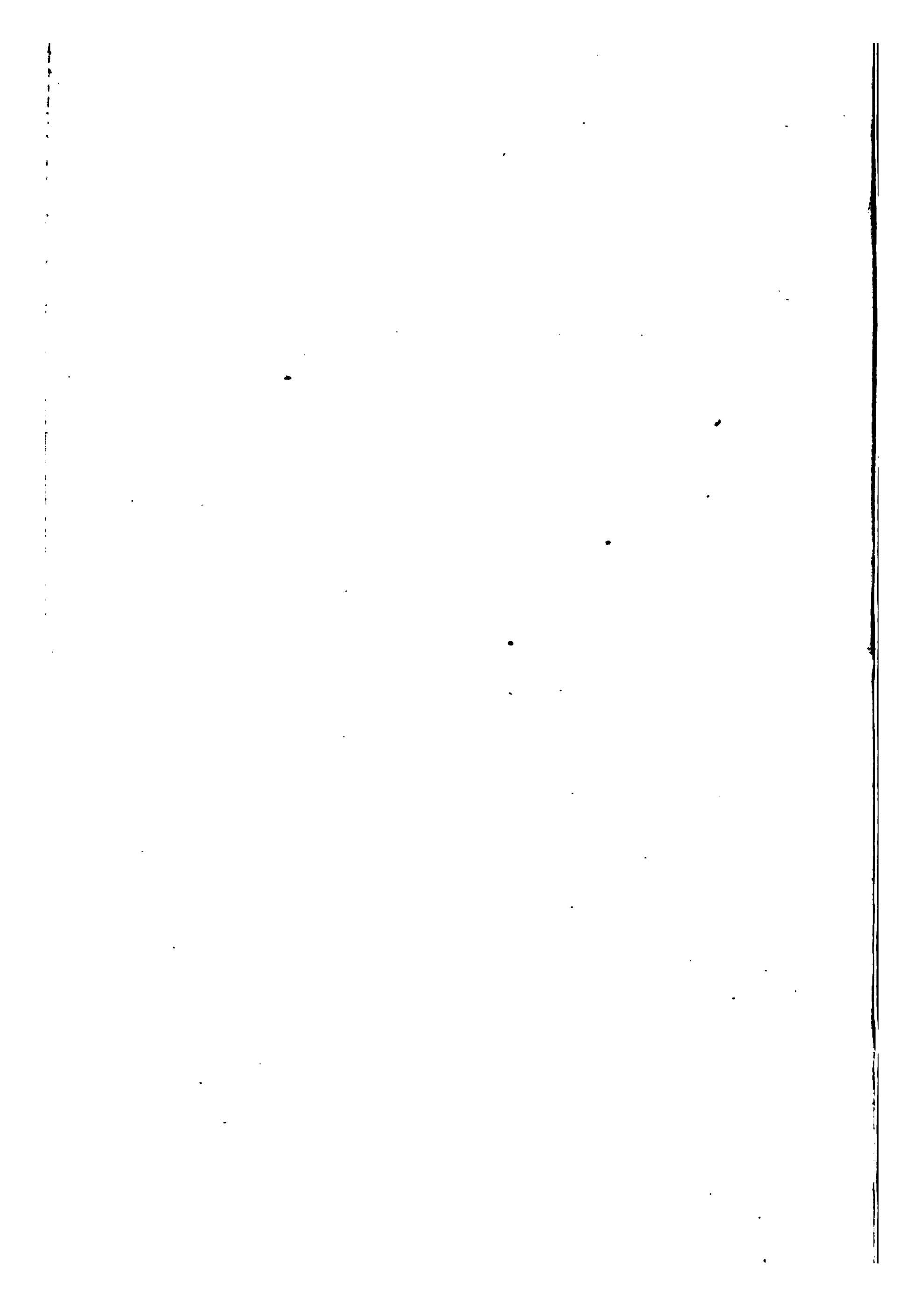
Die neueren literariſchen Werke über Südamerika, mögen ſie nun das La Plata-Gebiet, Braſilien, Paraguay oder Chile behandeln, ſind meiſtens mit einer mehr oder weniger ſchön geſchriebenen Vorrede verſehen, in welcher der Autor ſeinen Leſern erklärt, mit welcher Unpartheilichkeit er den ganz und gar von ihm beherrſchten Stoff bearbeitet habe und in der nun in eindringlichen, mitunter ſogar etwas pathetiſch oder ſentimental angehauchten Worten das auswanderungsluſtige Publikum den herzlichen Rath empfängt, die hier ſo ſelbſtlos und gewöhnlich auch gratis veröffentlichten günſtigen Erfahrungen ſich zu Nutzen zu machen. Schon der Umſtand, daß ich dieſen Gemeinweg nicht betrete, darf zu der Erwartung berechtigen, daß mein Büchlein von ſo vielen andern verwandten Inhaltes ſich weſentlich unterſcheiden wird. Zunächſt liegt es nicht in meiner Abſicht, etwa das ſo beliebte ſtatiſtiſche Material über den La Plata hier von neuem zu beackern und in etwas veränderter Geſtalt dem Publikum vorzuführen; wer hierfür ſich intereſſirt, findet in jedem Converſationslexikon ſowie in den Schriften, welche auf direkte oder indirekte Veranlaſſung der argentiniſchen Regierung noch fortwährend herausgegeben werden, die nöthigen Aufüſſe. Ferner aber richtet ſich mein Buch keineswegs allein an ere Auswanderer. Allerdings hoffe ich, daß auch der zur Ausıderung nach dem La Plata Entſchloſſene manches recht Behernswerthe in meinen Reiſeſkizzen antreffen wird, aber ein Haupt- dieſes Werkes iſt doch der, in möglichſt draſtiſcher Weiſe, durch

das Hereingreifen in's volle südamerikanische Leben über dortige Zustände und Verhältnisse im allgemeinen aufzuklären. Bei der fortwährenden und außerordentlichen Zunahme des Verkehrs zwischen Europa und dem La Plata und bei der zweifellos großartigen Zukunft, welche speziell Argentinien bevorsteht, durfte mir wohl die Annahme, daß man dem vorliegenden Stoffe ein gewisses Interesse entgegenbringen werde, als eine nicht allzu sanguinische und demgemäß die Idee, ein eigenes Buch über meine Reiseerfahrungen herauszugeben, als eine gesunde und nützliche erscheinen. Den entscheidenden Anstoß zur Realisirung dieses Gedankens freilich gab mir erst ein Werk über Land und Leute in Argentinien, welches im Jahre 1886 in Budapest das Licht der Welt erblickte. Dieses hübsch ausgestattete Buch erregte einiges Aufsehen, vielleicht weil es, soweit mir wenigstens bekannt, in der Art der Behandlung des gebotenen Stoffes sich vollständig von allen andern derartigen Schriften unterschied. Aber dasselbe beschränkte sich in seiner Darstellung auf die Verhältnisse in der Stadt Buenos-Aires, das Innere, d. h. den eigentlichen Camp schien der Herr Verfasser niemals kennen gelernt zu haben und sodann wollte es mir auch vorkommen, als hätte der Autor doch ein bischen gar zu scharf „mit den Augen der Liebe“, wie er es nennt, die Lage der Dinge sich angesehen. Besondere Liebe zu Argentinien fühle ich nun ebensowenig wie irgendwelchen Haß gegen dieses Land; ich beschränke mich auf die Darstellung eigener Wahrnehmungen, welche ich auf wiederholten Reisen nach dem La Plata machte, während die philosophischen Betrachtungen, welche hier und da einfließen, nur zur Illustration und Abrundung des Ganzen dienen werden. Ein zusammenhängendes Werk über den La Plata herauszugeben beabsichtige ich keineswegs und in dieser Hinsicht möchte das vorliegende Buch gegenüber andern mit demselben Gegenstand sich beschäftigenden vielleicht im Nachtheile sich befinden. Dagegen besitzt dasselbe auch unverkennbare Vorzüge. Es ist keinem der am La Plata residirenden

Präsidenten, Minister, Portenos u. dgl. in tiefster Devotion und Hochachtung gewidmet, es hat keine Rücksicht darauf genommen, ob es Beifall oder Aerger unter den „maßgebenden Kreisen“ erregen wird, mit einem Worte: dem allgemeinen Usus entgegen zeigt der Titel dieses Buches keineswegs an, daß sein Inhalt aus einer neuen, vermehrten und verbesserten Lobrede auf das in ihm geschilderte Land Südamerika's bestehen soll. Der Verfasser hat Gelegenheit genug gehabt, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, und das gibt er hier wieder, ohne durch andere Ansichten in seinem Vorhaben sich irre machen zu lassen. Daß mein Büchlein sich viele Feinde zuziehen würde, war mir von vornherein bewußt; wird doch die Wahrheit selten gern gehört. Aber trösten wird mich für dieses Schicksal der Gedanke, daß ich mit meinem Buche zur Klärung des Dunkels, in welches das Leben am La Plata theilweise immer noch gehüllt ist, das meinige werde beigetragen und im speziellen entgegen den gemeingefährlichen Bestrebungen gewisser Auswanderungsagenten dem auswanderungslustigen Leser dasjenige, was ihn drüben erwartet, nach meinen Kräften und meiner Ueberzeugung werde zum Bewußtsein gebracht haben.

Antwerpen im Januar 1887.

Der Verfasser.



Kapitel I.

Einleitung.

Obwohl der Titel dieses Buches dem Leser nur Reiseskizzen aus Südamerika selbst in Aussicht stellt, glaubte ich dennoch von einem kurzen Eingehen auf die Reise über den Ocean nicht absehen zu dürfen. Eine solche Seefahrt bildet auch in der Wirklichkeit eine Einleitung in das Leben auf der neuen Welt, man gewöhnt sich hier bereits an fremde und unbequeme Verhältnisse, man kommt mit unbekannten Personen zusammen, die früher drüben gewesen waren und die wunderbarsten Geschichten über die dortigen Leute und Sitten zu erzählen wissen, man lernt ganz neue Lebensanschauungen kennen und unter Umständen macht man schon auf dem Schiffe recht interessante und lehrreiche Erfahrungen, wie man sie besser nicht gemacht hätte und denen man auch bei gehöriger Warnung und Vorsicht leicht aus dem Wege gehen kann. Zunächst wird man dort mit unsern Auswanderern zum ersten Male etwas näher bekannt.

Wenn man in Deutschland in der warmen Stube sitzt und dabei irgend eine rührende Historie liest, in welcher Auswanderer eine Rolle spielen, so vergegenwärtigt man sich gewöhnlich dabei
Geiste eine männliche, arme aber ehrliche und biedere Persön-
eit, die ärmlich doch sauber gekleidet ist, die ihre ganze Habe
den Händen trägt und das einstmals bildschöne, aber durch
nmer und heimliche Sorgen frühzeitig gealterte brave Weib
t einem halben Dutzend herziger, demüthiger und bescheidener
lein blutenden Herzens und thränenden Auges, daß durch die

schwerste Noth gezwungen der über alles geliebte heimathliche Boden verlassen werden muß, hinter sich herschleppt. Eine derartige Vorstellung von jenen Leuten ist bei uns fast stereotyp geworden, so daß schon bei der bloßen Nennung des Wortes „Auswanderer“ besonders weichherzige Naturen zuweilen von einer Art Rührung befallen werden. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß wie so häufig im Leben Theorie und Praxis sich nicht decken, so auch hier nur zu oft jene schöne Illusion vor der rauhen Wirklichkeit zerfließt, wie herbstliche Nebel vor der hervorbrechenden Sonne. Allerdings läßt sich ja nicht bestreiten, daß es unter den Auswanderern sehr viele und ich darf sogar behaupten der weitaus größeren Zahl nach durchaus achtungswerthe, redliche und strebsame Menschen gibt, aber ebensowenig darf die Thatsache verschwiegen werden, daß jedes Auswandererschiff einen mehr oder weniger großen Prozentsatz recht problematischer Elemente unter seinen Passagieren zählt. Dies gilt besonders von der Auswanderung nach Südamerika und dabei in erster Linie von derjenigen nach Brasilien, welches Land neben Paraguay von vielen Leuten als das Eldorado für eine idyllisch faule und bedürfnißlose Existenz angesehen zu werden scheint. Schon auf dem Schiffe kann man diesen Menschen anmerken, wie sie ihr zukünftiges Dasein ungefähr sich vorstellen; denn kaum befinden sie sich auf offener See und haben das alte Europa im Rücken, so suchen sie bereits ihre liebenswürdigen Zukunftsträumereien in die Wirklichkeit zu übertragen. Kamm und Seife schwingen sich alsdann zu den ängstlich vor dem Gebrauche gehüteten Luxusgegenständen empor, während mit einem gewissen stolzen Selbstbewußtsein der täglich zunehmende Fettglanz von Wäsche und Kleidung auf dem Decke zur Schau gestellt wird. Breit und faul legen sich die Leutchen überall hin, wo ein freier Platz sich findet, „um sich auszuruhen“ und von den Palmen zu träumen, unter denen sie dereinst wandeln oder vielmehr ebenso bequem wie jetzt die arbeitsscheuen Glieder ausstrecken werden. Im Grunde genommen geht es nun freilich keinen Menschen etwas an, ob der andere auf dem Schiffe das Leben nach seinem Geschmacke so behaglich wie möglich sich macht, so lange er nur hierdurch dem ersteren nicht lästig wird Aber die Beobachtung der Auswanderer, wie sie überhaupt auf de Ueberfahrt sich benehmen, ist doch insofern von tieferem Interess als man aus diesem Benehmen auf ihren Charakter und il Temperament und also auch mit ziemlicher Sicherheit dara

schließen kann, wie sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, den Kampf um das Dasein führen werden. Ganz zweifellos ist es z. B., daß jenes würdige Familienoberhaupt, welches den ganzen Tag über schläft oder träumt und außer zu den regelmäßigen Essenszeiten nur dann aus seinem apathischen Zustande sich aufrafft, wenn ihm einer seiner hoffnungsvollen Sprößlinge irgend eine erbettelte oder annektirte Kleinigkeit zum Verspeisen überbringt, daß dasselbe nicht daran denkt, durch ordentliche und anstrengende Arbeit sein Brod sich zu verdienen. Hat es doch gestern noch die freundliche Einladung des Oberkochs, der mit seinem und seiner Familie reduzirten Aeußern Mitleiden hatte, gegen tägliche Verabreichung von Speisen aus der Kajütsküche beim Kartoffelschälen zu helfen, mit verächtlichem Unwillen zurückgewiesen. Auch darf man bei Leibe nicht glauben, daß die Gattin jenes wackeren Mannes in Bezug auf die Ideen über zukünftiges Arbeiten etwa nicht ein Herz und eine Seele mit ihrem Ehegemahle sei. Sie schläft zwar nicht eben so viel wie derjenige, dem sie einstmals am Altare die Hand zum Bunde für das Leben gereicht, dafür aber ist sie vom frühen Morgen bis zum späten Abende in möglichst fauler Situation und in ebenso zwanglosem wie malproperem Negligé mit Lesen beschäftigt, streckt die Füße mit den schlampigen Schuhen und den zerrissenen Strümpfen weit von sich und kümmert sich um die ungezogenen und ungewaschenen Kinder nur insoweit, als sie denselben ab und zu, wenn sie ihr zu nahe kommen und in ihrer Andacht sie stören, einige Ohrfeigen applizirt.

Derartige Auswanderungselemente liefert neben Posen und Westpreußen besonders die Stadt Berlin, während z. B. die pommerischen und ostpreußischen Auswanderer meist recht ordentliche und saubere Leute sind, welche die Sorge für ihr Aeußeres und das ihrer Kinder niemals ganz aus den Augen verlieren.

Neben den oben geschilderten arbeitsscheuen Individuen gibt es in der Regel auch Industrieritter auf den Schiffen, Leute, welche schon während der Reise keine Gelegenheit zum Gimpelfang unbe-
…t vorübergehen lassen. Wenn dergleichen Herrschaften, die mit
…n Kenntnissen über Südamerika, ihrem dortigen Einflusse und
…r Fähigkeit, gute Stellungen mit Leichtigkeit zu beschaffen, fort-
…rend renommiren, nur mit Bier oder Wein von einem der nie-
…s alle werdenden Dummen sich regaliren lassen, so geht dies
…n. Häufig aber werden auch Anleihen auf die zukünftigen

Liebesdienste hin gemacht oder sonstige Gegenstände gepumpt und nicht mehr zurückgegeben, auch werthlose Wechsel auf Südamerika um billigen Preis überlassen und was dergleichen artige Scherze mehr sind. Daß solche Individuen auf den Schiffen ihr Handwerk weit ungenirter treiben als in Europa, mag einerseits daher rühren, daß sie sich dem mächtigen Arme der deutschen Gesetze schon ziemlich weit entrückt wähnen, andererseits aber fordert die wunderbare Naivetät vieler Auswanderer den Unternehmungsgeist jener Leute förmlich heraus. Es ist geradezu unglaublich, mit welchen Ideen ein großer Theil unserer Emigranten zuweilen die folgenschwere Reise antritt. Daß viele nicht wissen, ob z. B. Buenos-Aires, wo sie hinfahren, in Nord- oder Südamerika liegt, gehört noch unter die weniger seltsamen Fälle dieser Art; wahrhaft trostlos dagegen ist es, wenn man da mitunter hört, wie die Auswanderer die Zukunft in ihrem Bestimmungslande sich vorstellen.

Sehr viele von ihnen scheinen von dem Glauben nicht weit entfernt zu sein, als brauchten sie nur den Fuß in Buenos-Aires an's Land zu setzen, um sofort freudig von allen Seiten begrüßt und bewillkommnet oder gar mit Musik und Fahnen in Empfang genommen zu werden, um Land, Sämereien, Vieh, Ackergeräthschaften und auch noch baares Geld auf Credit zu erhalten und damit in süßer Sorglosigkeit in wenigen Jahren ein stattliches Vermögen zu erwerben, während andere wieder, die auf eine Anstellung — d. h. nicht als Handwerker — angewiesen sind, auch nicht den geringsten Zweifel darüber hegen, daß sie als gebildete Europäer den ungebildeten Südamerikanern genügend imponiren würden, um eine mit so und so viel Tausenden per Jahr dotirte Stellung ohne weiteres zu erlangen. Man muß nun den für die Auswanderung nach dem La Plata eintretenden Schriften im allgemeinen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie der letzteren Anschauung der Dinge stets energisch entgegengetreten sind und daß namentlich die Mahnung an sogen. gebildete Leute, nach Südamerika nicht auszuwandern, laut und häufig genug ergangen ist. Aber dieses Verdienst der betreffenden Auswanderungslitteratur ist subjektiv meistens ein sehr zweifelhaftes, aus dem einfachen Grunde, weil sie j[...] Warnung lediglich im eigenen resp. ihres Auftraggebers Inter[...] veröffentlichte. Man will derartige gebildete Leute drüben n[...] haben, weil sie, die für den Ackerbau oder sonstige schwere körp[...] liche Arbeit untauglich sind, dem Lande schließlich zur Last fa[...]

würden. Das Bestreben der argentinischen Regierung geht vorzugsweise dahin, Ackerbaukolonisten heranzuziehen, welche die ausnahmslos werthlosen oder als Ansiedlungspunkt für den Nordeuropäer ungeeigneten Staatsländereien im Chaco, in den Misiones, Patagonien oder Cordoba produktiv machen sollen, und besonders zu diesem Zwecke wird denn auch von den Regierungsagenten so unverantwortlich viel gelogen und vorgeschwindelt. Vor allem die Berechnungen über die voraussichtlichen Ernteerträge gehen dabei in's Grandiose, wer aber keine Lust haben sollte, speziell nach jenen fast allem Verkehre entlegenen Gegenden zu ziehen, der wird, was oft ebenso schlimm ist, durch Versprechungen der allgemeinsten und unbestimmtesten Art zur Auswanderung nach Argentinien überhaupt zu verleiten gesucht. Mit den Phrasen von der „unerschöpflichen Fruchtbarkeit des jungfräulichen südamerikanischen Bodens“ und „dem bereitwilligen Entgegenkommen der argentinischen Regierung“ wird dabei allerdings fortwährend um sich geworfen, wie aber der Auswanderer es drüben anfangen soll, um nunmehr in das gepriesene Paradies zu gelangen, an wen er in Buenos-Aires sich zu wenden hat, um dort gewissenhaften Rath und Hülfe zu finden, wo er mit den Verhältnissen des Landes gänzlich unbekannt ist, darüber wird nirgenwo Aufschluß ertheilt, aus dem einfachen Grunde, weil in Buenos-Aires keine von der Regierung angestellte Persönlichkeit existirt, welche das Wohl der Einwanderer sich angelegen sein ließe. Die Beamten der Einwanderungsbehörde erwiedern auf jede Anfrage, daß es überall in Argentinien ausgezeichnet gut und schön sei; diese romanischen Herrschaften sind in der Regel sehr froh und glauben ihrer Pflicht mehr wie Genüge geleistet zu haben, wenn nach einer kurzen Unterredung mit ihnen der Einwanderer erklärt, nunmehr ein Freibillet nach irgend einem für ihn gänzlich ungeeigneten Punkte der Republik sich geben lassen zu wollen. Wer auf die allgemeinen Versprechungen der Regierung hin nach Argentinien auswandert und dabei nicht zufällig einem gewissenhaften Manne in
Hände geräth, der ihn zurechtzuweisen gewillt und im Stande
er ist nur zu häufig verrathen und verkauft und bitteres Elend
chon die Folge einer solchen übelangebrachten Vertrauensselig-
gewesen. Fast jeder, der nach drüben geht, hat einmal irgend
m dergleichen Versprechungen und zukunftsreichen Schilder-
kendes Auswanderungsbüchlein mit anscheinend ganz

unschuldigem Titel gelesen, welches nun für ihn ein Evangelium bildet und ihn erhebt und beseligt auf der Reise, bis er schon bald nach der Ankunft in Buenos-Aires aus all' seinen Himmeln herausgestürzt wird. Auf dem Schiffe freilich schwört er noch auf jene Brochüre, der Fabrikarbeiter und Exsubalternbeamte sowohl, der mit Weib und Kind im Zwischendeck reist und auf baldige reichliche Entschädigung für die Strapazen der Reise vertraut, wie der frühere Offizier, der seine letzten Groschen zusammenraffte und für ein Billet in der Kajüte verausgabte, um so lange wie möglich mit „standesgemäßer Gesellschaft" verkehren zu können. Geriethest du mit einem dieser Leute in's Gespräch, lieber Leser, und stelltest ihm nun auf Grund eigener Erfahrungen und in gutgemeinter Absicht vor, wie eitel und trügerisch jene bombastischen Verheißungen des Auswanderungsagenten seien und wie verkehrt und unklug es wäre, denselben blindlings zu vertrauen, so würdest du alles andere eher denn Dank für dein menschenfreundliches Vorhaben ernten. Der Hauch der Freiheit, welcher von dem fernen Amerika ausgeht, umweht auch den Auswanderer nicht vergeblich, um so kräftiger fühlt er von demselben sich gehoben und getragen, je mehr er dem Ziele seiner Reise sich nähert, und da hält er es denn für unwürdig eines freien Mannes, von einem andern sich belehren zu lassen, also dessen Uebergewicht in irgend einer Hinsicht anzuerkennen. Die Liebenswürdigkeit des auswandernden Publikums steht überhaupt im allgemeinen im umgekehrten Verhältnisse zu der von dem Dampfer zurückgelegten Entfernung, und mir ist schon von Vielen geklagt worden, daß die letzten Tage einer Seereise für den anständigen Zwischendeckspassagier durch die Roheit und Arroganz seiner Reisegefährten fast unerträglich würden. Gerade diejenigen, welche in letztgenannter Beziehung am meisten sich hervorthun, erheben später am Lande die unverschämtesten Ansprüche, sind am ersten entmuthigt und lassen alsdann die unvernünftigsten und übertriebensten Klagen in die Welt erschallen. Ich schenke meine volle Sympathie den armen aber redlichen Leuten, welche durch Verhältnisse irgend welcher Art gezwungen jenseits des Oceans ein besseres Loos sich zu schaf gedenken, aber ich bin allmählich auch zu der Ansicht gelangt, d man nicht jeden Auswanderer von vornherein als ein gedrück und leidendes, unserer ganzen Theilnahme würdiges Menschenk betrachten darf, dessen Glaubwürdigkeit überall da, wo es sich schweren zu müssen glaubt, über jeden Zweifel erhaben sei.

Für mich war es stets hochinteressant auf meinen Oceanfahrten, die Gesinnung und die Ideen meiner Mitreisenden zu erforschen; ich habe mir hierdurch nicht nur mancherlei nützliche oder wenigstens lehrreiche Erfahrungen gesammelt, sondern auch manche langweilige Stunde von mir fernzuhalten gewußt. Denn langweilig ist trotz aller gegentheiliger, gewöhnlich allzu stark in das Reich der Poesie sich versteigender Schilderungen eine solche Reise von meist 28—30tägiger Dauer in hohem Grade, zumal wenn man sie zum fünften oder sechsten Male macht. Die ersten Tage gehen noch ziemlich rasch vorüber, nicht nur fesselt der großartige Anblick des Meeres immer wieder unser Interesse, auch die sich vollziehende Bekanntschaft mit den Reisegefährten, die neuen Eindrücke, welche man empfängt und die psychologischen oder physiognomischen Beobachtungen, die man anstellt, gewähren ganz unterhaltende Momente. Aber auch das Meer verliert bald von seinem anfänglichen Reize, das ununterbrochene Zusammensein mit ein und denselben Personen wirkt ermüdend und langweilend und die Zeit fließt endlich, besonders in den wärmeren Regionen, mit bleierner Langsamkeit dahin. Die kurzweiligsten und amüsantesten Stunden werden schließlich die des Essens und Trinkens, denen man mit um so größerer Genugthuung entgegensieht, als die frische Seeluft den Appetit in außerordentlichem Maße verschärft. Wenn man, wie dies auf den Dampfern des Nordd. Lloyd Sitte ist, Morgens um 8 Uhr seinen Kaffee nebst einigen Eiern, Butter und Käse zu sich genommen hat, so schmeckt einem der Lunch um 11 Uhr, bestehend aus zwei warmen Gängen und darauf folgenden kalten Speisen in der reichsten Auswahl wieder ganz vortrefflich, aber es ist noch nicht 4 Uhr, so sieht man schon mit einem wahren Heißhunger dem um 5 Uhr Abends stattfindenden Diner entgegen, während der um 8 Uhr gereichte Thee nebst kaltem Aufschnitte als eine höchst willkommene Ergänzung der Leistungen des Oberkoches erscheint. Die Reise nach Südamerika ist nicht theuer; sie kostet auf den Dampfern des Nordd. Lloyd ab Antwerpen in der Kajüte 500 und im Zwischendeck 150 rk pro erwachsene Person, während für Kinder und Dienstboten ndere Tarife bestehen. Die Propretät läßt kaum etwas zu ischen übrig, und dem Kapitän sowohl wie den Offizieren scheint iches Benehmen gegenüber den Passagieren zur strengen Pflicht acht zu sein. Sollte aber ein Reisender einmal Veranlassung sich über irgend ein Vorkommniß während der Fahrt

zu beschweren, so kann ich ihm nur rathen, sich direkt an die Direktion des Nordd. Lloyd in Bremen zu wenden. In dem Bestreben, ihre Passagiere nach jeder Hinsicht zufrieden zu stellen, legt dieselbe eine ganz außerordentliche Coulanz an den Tag. Mir ist es z. B. bekannt, daß sie einem Passagier, der wegen eines auf dem Dampfer Bismarck abhanden gekommenen Koffers im Werthe von 400 Mark an dieselbe geschrieben hatte, sofort erklärte, sie würde, wenn der Koffer sich nicht wiederfände, ihm den Werth in baar ersetzen, obwohl die Direktion hierzu in keiner Weise verpflichtet war. Denn der Betroffene hatte den Koffer nicht versichert. Aehnlicher Beispiele könnte ich noch mehrerer anführen, die sich manche deutsche Versicherungsgesellschaft ad notam und zum Muster nehmen dürfte.

Derjenige, welcher es eilig mit seiner Reise hat, kann auf den Dampfern des Nordd. Lloyd, wenn er es gerade unglücklich trifft, einer harten Geduldsprobe unterzogen werden; denn besonders in letzter Zeit laufen dieselben auf ihrer Fahrt nach oder von Südamerika viele Zwischenhäfen an. Wer dagegen gern fremde Länder und Städte sieht, für den wird eine solche Reise unter Umständen sehr interessant. Außerordentlich schön und romantisch sind z. B. die spanischen Hafenplätze La Corunna, Vigo und Villagarcia gelegen, reizend ist der Anblick ferner von Lissabon, auch auf den Azoren gibt es einige allerliebste Hafenplätze, von dort aber geht es in der Regel direkt herüber nach St. Vincent auf den Capverdischen Inseln, wo Kohlen eingenommen werden, und dann kann man, ehe man nach Buenos-Aires resp. Montevideo kommt und je nachdem man beziehungsweise Glück oder Unglück hat, noch in die Lage gerathen, auch Bahia, Rio de Janeiro und Santos sich ansehen zu dürfen. Alle drei letztgenannten brasilianischen Städte haben eine herrliche Lage, alle drei Städte sind schauderhaft heiß und von mephitischen Dünsten durchzogen in ihrem Innern, sowohl aber was äußere Schönheit wie was innere Häßlichkeit anbelangt, gebührt von diesen drei Städten Rio de Janeiro unstreitig die Krone. Die nächste Umgebung von Rio de Janeiro mit den gewaltigen, grotesken Bergen, den grünend[en] Wäldern, den schlanken Palmen und der tiefblauen Luft ist en[t]zückend schön und großartig, aber eben deshalb wirkt die Stadt u[m] so abstoßender auf das ästhetische Gefühl desjenigen, der zum erst[en] Male den Fuß auf ihren Boden setzt. Eng und schmutzig sind d[ie] Straßen, in denen selbst im Winter eine kaum erträgliche H

herrscht und die von einem ganz entsetzlichen Geruche durchströmt sind, einer Composition, welche Schnapsbrennereien, faulenden Fischen und verdorbenem Fleische sowie allem möglichen Unrathe ihr Dasein und ihre fürchterliche Wirkung verdankt. Die schmutzigen Neger, von denen es dort wimmelt, passen vortrefflich in diese Gassen hinein, aber wie die Weißen in Rio de Janeiro ein derartiges Heim um sich dulden können, das ist mir stets ein Räthsel geblieben. Man braucht nur einmal die dortigen städtischen Zustände gesehen und gerochen zu haben, um sofort zu begreifen, wie es kommt, daß das gelbe Fieber in Rio de Janeiro niemals ganz aufhört; man wundert sich höchstens darüber, daß nicht noch mehr andere ansteckende Krankheiten fortwährend daselbst auftreten. Ohne irgend eine Empfindung des Bedauerns über die Trennung verläßt man die schöne Stadt, freut sich dagegen um so mehr, wenn das Schiff endlich die Anker lichtet und nun dem Süden zueilt, unserm Ziele und kühleren Regionen entgegen.

Von Rio de Janeiro nach Montevideo fährt man bei gutem Wetter in fünf Tagen, welche im Vergleich zu den vorhergehenden gewöhnlich recht angenehm verlaufen. Nicht nur, daß viele Passagiere in der brasilianischen Hauptstadt ausgestiegen sind und man sich daher freier auf dem Schiffe bewegen kann, auch die unerträglich heiße Temperatur, in der man während mehrerer Wochen leben mußte, nimmt sehr schnell ab, so schnell, daß es bereits zwei Tagereisen vor Montevideo, außer vielleicht im Sommer, recht empfindlich kühl nach Einbrechen der Dunkelheit wird. Die Magellan'schen Wolken am Himmel treten deutlicher hervor und auch das südliche Kreuz scheint stärker zu leuchten; es sind herrliche, genußreiche Abende, die man dort auf dem Verdecke zubringen kann. Uebrigens möchte ich hierbei einen Irrthum berichtigen, dessen Entstehen, so viel mir bekannt ist, der selige Gerstäcker auf dem Gewissen hat. Derselbe schrieb nämlich zuerst von der wunderbaren und unvergleichlichen Pracht des südlichen Himmels und so viele Andere haben ihm dies gedankenlos nacherzählt, ohne sich jemals ernstlich die
ge vorzulegen, ob denn nun wirklich der südliche Sternenhimmel
so vieles schöner sei als der nördliche. Ich für meine Person,
mit mir sind es noch manche andere Leute, bin nämlich der
icht, daß die vielgerühmte Pracht des ersteren nur insofern eine
ergleichliche ist, als sie sich mit der des letzteren überhaupt nicht
leichen kann, da ein klarer Sternenhimmel in unserer Heimath

ein weit erhabeneres und imposanteres Bild darbietet als der südliche Himmel. Vielleicht ist die Phrase von der unvergleichlichen Pracht des letzteren auch mit dem Umstande in Zusammenhang zu bringen, daß bei fast allen Beschreibungen Südamerikas den mit „un" anfangenden Adjektivis eine wichtige Rolle zugetheilt ist. Unermeßlich und unerschöpflich ist dort z. B. die Fruchtbarkeit des unentweihten jungfräulichen Bodens, unvergleichlich der Himmel, unendlich sind die Schätze, welche das Innere des Landes birgt, unglaublich die Erträge der Ernten, ungemein edel die Männer, unfaßbar schön die Frauen, unerschütterlich und unentwegt durch die ungerechten Angriffe seiner unedeln Gegner fährt der bekannte unerschrockene und unermüdliche Vorkämpfer des Deutschthums in Brasilien fort, seine unwahrscheinlichen und uninteressanten Berichte über das unglückliche Land Brasilien in die undankbare Welt zu senden, sich selbst unsterbliche Verdienste zuzuschreiben und durch das unqualifizirbarste Selbstlob sich unvergängliche Lorbeerkränze zu winden 2c. 2c. Man liebt eben in Südamerika sehr die Hyperbel, mit diesem Faktor sollte von vornherein jeder rechnen, der nach einem der dortigen Länder seine Schritte zu lenken beabsichtigt.

Je näher inzwischen das Schiff seinem Bestimmungsorte kommt, desto auffallender macht eine gewisse nervöse Unruhe unter den Passagieren sich bemerkbar. Ich habe dieselbe stets der ungeduldigen Erwartung zugeschrieben, endlich von der langweiligen Seereise und dem beengenden Aufenthalte auf dem Schiffe erlöst zu werden, während andere glauben, jene Unruhe entstände bei den Leuten durch das immer stärker auftretende erhebende Bewußtsein, daß sie nunmehr in Bälde Abnehmer und Consumenten deutscher Produkte sein würden, eine Ansicht, die ich jedoch niemals zu theilen vermochte. Allerdings wird ja gegenwärtig in Deutschland so häufig gesagt: „wir müssen unsere Auswanderer dahin lenken, wo dieselben dem Vaterlande von Nutzen bleiben und wo sie Abnehmer und Consumenten deutscher Produkte werden," aber ich habe gefunden, daß bei diesen also zu dirigirenden Menschen in der Regel eine ganz außerordentliche, geradezu imponirende Gleichgültigkeit gege über dem so bestimmt ausgesprochenen Willen derjenigen herrsch welche da aus eigener Wahl und Machtvollkommenheit zu den Le tern der Auswanderer sich aufzuschwingen trachten. Jene arme Hungerleider, die mit Kind und Kegel und den letzten elend Lumpen über den Ocean ziehen, die wollen in der Regel nich

anderes, als ein leichteres und auskömmlicheres Stück Brod sich verschaffen, alles übrige ist ihnen vor der Hand ganz und gar gleichgültig. Es ist wirklich eine wunderbare Zumuthung, ein wohl den meisten uninteressirten Menschen unverständlicher Gedanke, daß derselbe Mann, der durch das soziale Elend gezwungen sein Vaterland verläßt, nun zunächst sein Augenmerk darauf zu richten habe, wie er den in bessern Verhältnissen Zurückbleibenden nützlich werden könne und daß er für dieselben am Ende gar seine Haut zum Markte tragen solle. Wen Verhältnisse materieller Art — und diese bilden in der Regel die Ursache — zur Auswanderung treiben, der hält sich gewöhnlich für ungerecht bedrückt oder zurückgesetzt gegenüber seinen besser situirten Mitmenschen, und so mischt sich bei dem Auswanderer in den Schmerz des Abschiedes fast allemal eine gewisse Bitterkeit, wenn nicht noch ein stärkeres Gefühl gegen diejenigen, welche ruhig an dem heimathlichen Heerde bleiben können. Mag dieses letztere Gefühl auch mit der Zeit wieder verschwinden, im Momente, wo der Entschluß zur Auswanderung gefaßt wird und noch eine ganze Weile später ist es jedenfalls vorhanden, und deshalb ist es ebenso widersinnig wie überhaupt vergeblich, derartig gesinnten Menschen zuzureden, bei ihrer Auswanderung vor allem oder auch nur theilweise das Interesse der Zurückbleibenden im Auge zu behalten. Mit dergleichen Redensarten will man nun freilich den Patriotismus seiner Mitbürger anregen, man will hierdurch eine allgemeine patriotische Propaganda zu dem Zwecke in's Leben rufen, die Auswanderer dorthin zu dirigiren, wo sie angeblich Consumenten und Abnehmer deutscher Produkte werden und bleiben sollen, aber auch diese Liebesmühe wird stets eine verlorene bleiben. Wer auswandert, der besitzt immer eine gewisse Energie und Selbstständigkeit, so daß der in einer noch so glänzenden und mit den schönsten Reden gewürzten Versammlung gefaßte Beschluß, er habe hierhin und nicht dorthin auszuwandern, auf ihn wahrscheinlich ohne jeden Eindruck bleiben wird. Will man aber durch das Anschlagen der patriotischen Saite insofern bei den Zuhö-
n Stimmung erwecken, als man hofft, auf diese Weise dieselben
veranlassen, für eine aus noch ganz andern und weit tiefer
nden Gründen gewünschte und befürwortete Auswanderung
einem bestimmten Lande einzutreten, so hat ein solches Ver-
en etwas recht bedenkliches an sich, wenigstens für die also Be-
ußten. Wir können ja heutigen Tages sehr häufig sehen, wie

ehrenwerthe Leute in vermeintlichem Patriotismus die Auswanderung nach irgend einem Staate Südamerikas predigen, welche von den dortigen Verhältnissen aus eigener Anschauung nicht das geringste kennen, und welche dem Auswanderer Vortheile in sicherste Aussicht stellen, für deren Vorhandensein sie doch in keiner Weise garantiren können; sie verlassen sich blindlings auf dasjenige, was die eigentlichen Urheber dieser Propaganda ihnen vorerzählen, und alle Warnungen competenter Kenner und Beurtheiler des betreffenden Landes bringt die innere patriotische Stimme, welche dem ersehnten jungen und kräftigen Germanenthum in jenen fernen Gegenden das Wort redet, zum Schweigen. So gut diese Leute es meinen mögen, so viel Unheil können sie unter Umständen anrichten. Wer zum Auswandern auffordert oder auch nur den Entschuß des Auswanderers über das Wohin bestimmt, der nimmt eine große Verantwortung auf sich; das sollten besonders diejenigen zuweilen etwas ernster bedenken, welche ohne alle Sachkenntniß und ohne hierzu berufen zu sein, ihr Scherflein zur Dirigirung unserer Emigranten beitragen zu müssen glauben. Ich kann ein solches Verfahren durchaus nicht für patriotisch halten, zum wenigsten nicht gegenüber unsern auswandernden Landsleuten, wenn auch dieselben, wie schon gesagt wurde, außer dem Leben eigentlich nichts mehr zu verlieren haben.

Nachdem in Montevideo, einer schöner Hafenstadt mit 120 000 Einwohnern, der Dampfer einen Theil seiner Ladung gelöscht hat, wird in der Regel gegen Abend der Anker gelichtet, und nun geht es schräg über den gewaltigen La Plata der Stadt Buenos-Aires zu. Diese Fahrt dauert durchschnittlich 12 Stunden, so daß man gewöhnlich des Morgens bei guter Zeit auf der Rhede von Buenos-Aires eintrifft. In einer Entfernung von 7—8 englischen Meilen vom Ufer werden die Anker ausgeworfen, indem das Flußbett des des La Plata hier so seicht ist, daß ein näheres Herangehen an das Land unmöglich oder gefährlich wird. Man hat schon allerlei Pläne vorgeschlagen, um einen besseren Hafen für Buenos-Aires zu schaffen, aber bis jetzt sind alle diese Projekte eben Projekte geblieben. The soll ihre Ausführbarkeit zweifelhaft gewesen sein und dann dür es der Regierung auch an dem nöthigen kleinen Gelde gefehlt habe um neben den fortwährenden übrigen Bauten, Eisenbahnanlag und dgl. ein derartiges jedenfalls sehr kostspieliges Unternehr auszuführen. So sieht man denn vom Decke des Dampfers aus

berühmte Handelsstadt noch in sehr weiter Ferne vor sich; nur die Spitzen der Kirchthürme und die Dächer einzelner hoher Gebäude kann man eben erkennen, aber dennoch genügt dieser dürftige Anblick, um das Herz schneller schlagen zu machen und in eine erwartungvolle Stimmung uns zu versetzen. Dort liegt es vor uns, das Ziel unserer Reise, in wenigen Stunden werden wir es betreten und dann wird die Kugel unseres Schicksals ihrer Bestimmung entgegen zu rollen beginnen. Von jetzt ab hat alle Noth ein Ende, denken die Auswanderer. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt; das Sprüchwort bewahrheitet sich auch in Argentinien nur allzu häufig.

Kapitel II.

Die Stadt Buenos-Aires.

Wie in allen südamerikanischen Hafenstädten, so kommt auch in Buenos-Aires bald nach dem Einlaufen des Dampfers eine Commission an Bord, welche die Schiffspapiere prüft und über den Gesundheitszustand der Passagiere und Mannschaften sich informirt. Nach Erledigung dieser Formalitäten darf jeder Passagier direkt an's Land sich begeben, die einzige Beschränkung, welche er hierbei sich auferlegen muß, ist die, daß er wartet, bis der kleine Dampfer kommt, der an Argentiniens Gestade ihn trägt. Und hierbei wird die Geduld des Reisenden häufig auf eine harte Probe gestellt. Nicht nur, daß der Dampfer zuweilen Stunden lang auf sich warten läßt, wenn er endlich anlangt, dann hat irgend ein Kajütspassagier seine Siebensachen noch nicht gepackt oder eine Dame muß sich noch ankleiden und frisiren, und wenn sie endlich scheinbar fix und fertig auf der Treppe steht, entdeckt sie plötzlich, daß sie ihre Zähne auf dem Waschtische liegen ließ und daher nochmals zurückeilen muß, und was dergleichen angenehme Hindernisse für die Abfahrt mehr sind. So geschieht es denn fast regelmäßig, daß wenn man um 7 Uhr Morgens auf der Rhede von Buenos-Aires eintrifft, man erst gegen 1 oder 2 Uhr Nachmittags den Seedampfer verlassen kann.

Kajüts- und Zwischendecks-Passagiere werden abgesondert von einander auf verschiedenen Flußdampfern an's Land befördert, u[nd] zwar die letzteren auf Kosten der argentinischen Regierung un[ter] Erfüllung folgender Formalitäten. Ein Regierungskommissar, [der] an Bord des Seedampfers kommt, läßt sich von jedem der Pa[ssa]giere III. Klasse den Paß vorzeigen und drückt auf denselben

Stempel der Einwanderungsbehörde nebst dem Datum. Der also gestempelte Paß nun gilt nicht nur als Legitimation für die kostenlose Ueberführung des Betreffenden nebst Familie und Gepäck an's Land, sondern er berechtigt ihn auch, während fünf Tagen in der Einwandererherberge gratis zu essen und zu schlafen, sowie endlich noch zum Anspruche auf ein Freibillet für sich und seine Angehörigen nach jedem beliebigen Orte der Republik, und zwar erhält er dies alles ohne irgend welche Verpflichtung zur Gegenleistung oder zu späterem Ersatz. Es ist dies eine ganz vortreffliche Einrichtung, die übrigens auch in Rio de Janeiro nicht fehlt.

Als bei meiner letzten Reise der betreffende Regierungskommissär die Pässe der Auswanderer verlangte, stellte sich bald heraus, daß noch nicht der sechste Theil derselben mit einem solchen Gegenstande versehen war. Aber die armen gedrückten Leute wußten sich im Nu zu helfen. Mit einer wahrhaft klassischen Unverfrorenheit präsentirte der eine den Geburtsschein seines ältesten Töchterchens, der zweite legte eine gerichtliche Ladung aus der alten Heimath auf den Tisch, der Dritte zeigte einen Losungsschein vor u. s. w. u. s. w., und auf jedes dieser Papiere drückte der Beamte, dessen dolmetschender Begleiter sich nicht wenig auf seine Kenntniß des Deutschen zu Gute that, dabei aber häufig die eigenthümlichen Legitimationspapiere zur Prüfung verkehrt in die Hände nahm, anstandslos sein Siegel. Bald nachher dampften Auswanderer und Kajütspassagiere, von der Mannschaft des Schiffes zum Abschiede mit Hurrahs und Tücherschwenken begrüßt, auf zwei verschiedenen Dampferchen dem Lande zu, die ersteren in der Richtung nach der **muelle de las Catalinas**, die letzteren in der Richtung nach der **muelle de los pasageros** (Katharinen- resp. Passagier-Brücke).

Nach etwa zwei Stunden erblickten wir die Stadt dicht vor uns liegen und nun wurde zunächst das Passagegeld im Betrage von ein Peso Gold (5 Francs) pro Kopf erhoben. Alsdann stoppte die Maschine unseres Schiffchens plötzlich und wenige Minuten später sahen wir uns von etwa einem Dutzend kleiner Boote umringt, aus ...n wilde, nur mit Hemd und Hose bekleidete Gestalten unter ...aften Gestikulationen und mit der ganzen Kraft ihrer Lungen ... die Einladung zuschrien, durch sie uns nach der Brücke beför... zu lassen. Obwohl nämlich die letztere mehrere hundert Meter ... in den Fluß hinein sich erstreckt, ist der La Plata hier so seicht, ...elbst die ganz flach gebauten kleinen Flußdampfer sich ihr nicht

nähern können. So wurde denn unter heftigem Schwanken von Schiff und Kahn in den letzteren übergeklettert und kurze Zeit darauf legte ich nach Bezahlung zweier weiterer Peso Papier (damals im Werthe von je ungefähr 4 Francs) an der **muelle de los pasageros** an. Diensteifrige und schmutzige Hände, ungeheuer fetten Männern mit braunen verschmitzten Gesichtern gehörig, nahmen hier mich und mein Gepäck in Empfang und erklärten sich sofort bereit, das letztere gegen eine kleine Vergütung von 5 Pesos Papier (20 Francs) nach dem Zollhause, sowie nach dem **Hotel del Norte** zu tragen — alles in allem ein Weg von etwa 300 Schritten. Mein Protest gegen diese Unverschämtheit half nicht das geringste. Man hörte mir zu und zuckte lächelnd mit den Achseln, verschiedene Collegen der erstgenannten Biedermänner aber erwiederten auf meine Anfrage, sich mit dem Tragen meines Gepäcks nicht befassen zu können. Offenbar wollten sie, von ihren Kameraden gelegentlich denselben Freundschaftsdienst erwartend, diesen das Geschäft nicht verderben. So blieb mir denn nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und seufzend die fünf Pesos zu bewilligen. Die Gepäckrevision ging rasch, wenn auch ziemlich sorgfältig vor sich, und dann eilte ich im Geschwindschritte dem **Hotel del Norte** zu, wo ich mich von den Strapazen der letzten Stunden bald erholte.

Dieses erlaubte Prellen der Fremden ist ein Uebelstand, der wie noch manches andere in Buenos-Aires, einer großen Stadt, welche einen wahrhaft kosmopolitischen Charakter hat und die hinter der Cultur europäischer Städte überhaupt nicht zurückbleiben möchte, ganz und gar unwürdig ist. Wenn Jemand im Voraus mit dem Gepäckträger über den Preis sich einigt, so kommt er in der Regel noch verhältnißmäßig gut weg, wehe aber dem Unvorsichtigen, der da auf Treu und Glauben einem dieser Basken oder Italiener sein Hab und Gut anvertraut! Denn in diesem Falle kann er schließlich entweder bezahlen, was jene nichtsnutzigen Kinder des Südens von ihm fordern, oder er geräth in die Gefahr, sein Eigenthum zu verlieren. Die Polizei ist bei solchen Streitigkeiten ohnmächtig, und in Buenos-Aires den Schutz der Gerichte anzurufen, ist eine ebenso kostspielige wie langwierige Sache. Mir sind verbürgte Fälle [illegible] richtet worden, in denen arme Einwandererfamilien, welche von [illegible] Wohlthat der Einwandererherberge keinen Gebrauch machen wollt[illegible] und sich in einem billigen deutschen Gasthause einquartierten, [illegible] den Transport ihres bescheidenen Gepäckes von der Brücke [illegible]

Gasthaus 60 und mehr Franken bezahlen mußten. Allerdings hat damals die Einwanderungsbehörde — zu ihrem Lobe sei dies gesagt — sich in's Mittel gelegt und die Herren Packträger gezwungen, ihren Raub wieder herauszugeben. Aber wie viele dergleichen Fälle mögen vorkommen, die niemals in die Oeffentlichkeit oder zur Kenntniß jener Behörde gelangen, und wie schwer wird es dem mit den dortigen Verhältnissen und vielleicht auch mit der Sprache Unbekannten, der eben erst den Fuß an's Land gesetzt hat, sich gegen solche Hallunken selbst Recht zu verschaffen! Wenn etwas in Buenos-Aires noth thäte, so wäre es ein Gesetz, wodurch der maßlosen Unverschämtheit dieser privilegirten Raubritter der Landungsbrücken angemessene Schranken auferlegt würden.

Was den ersten Eindruck anbelangt, den die Stadt Buenos-Aires auf den Ankömmling macht, so ist derselbe, zumal wenn man von Brasilien dort eintrifft, ein recht günstiger. Am Ufer des La Plata zieht sich eine sehr schöne schattige Promenade mit herrlicher Aussicht auf den Fluß dahin, und wenn man von dort vielleicht hundert Schritte weit ziemlich steil emporsteigend in das nahe am Wasser gelegene eigentliche Geschäftsviertel eintritt, ist man überrascht durch die Breite der sauberen Straßen mit den wohlunterhaltenen Trottoirs und das stattliche, gefällige Ansehen der Häuser. Auch recht schöne öffentliche Plätze gibt es in Buenos-Aires, so z. B. den Constitutionsplatz, wo das prachtvolle neu erbaute Stationsgebäude der Südbahn sich befindet, ferner den Victoriaplatz mit dem ebenso großartigen wie prachtvollen Postgebäude und dem erzbischöflichen Palais ꝛc., dringt man jedoch aus dem obenerwähnten, vollständig europäischen Geschäftsviertel weiter in das Innere der Stadt vor, so entdeckt man auch recht viel Armuth, Lüderlichkeit und Unsauberkeit im Aeußern und Innern der Häuser sowie besonders auf den Communikationswegen. Die letzteren bieten theilweise einen ganz wunderbaren Anblick dar. Manche sind überhaupt noch nicht gepflastert, sondern nur an den Seiten mit meterhohen, holperigen Trottoirs versehen, bei andern ist das Pflaster hier und da [illegible]t weiß aus welchem Grunde aufgerissen, so daß der braune [illegible]mboden zu Tage tritt, der sich nun bei Regenwetter in undurch[illegible]bare Pfützen verwandelt, und andere Straßen wiederum be[illegible]n ihrer ganzen Länge nach nur aus fußtiefen Löchern und [illegible]en hügelartigen Erhöhungen. Ein im höchsten Grade empö[illegible]r Anblick ist es für den gesitteten Europäer, wenn einer der

dort üblichen kolossal hohen zweiräderigen Karren, welche in der Regel von einem in und zwei vor der Wagenschere gehenden Gäulen gezogen werden, auf einer solchen Straße vorüberkommt. Unaufhörlich fällt der Karren mit einem Rade aus einem Loche in das andere und hierdurch empfängt dann das arme Stangenpferd jedesmal von der Schere so gewaltige Schläge oder Stöße, daß es sich kaum auf den Beinen halten kann. Dabei steht der nichtswürdige Karrentreiber oben aufrecht in dem Kasten und läßt mit seiner langen Peitsche ohne jeden vernünftigen Grund hageldicht die wuchtigsten Hiebe auf das arme, jämmerlich magere Thier niedersausen, wobei er es mit raffinirter Grausamkeit immer auf dieselbe schon schmerzende Stelle zu treffen weiß. Wie oft habe ich schon solche mißhandelte Pferde gesehen, die aus vielen Wunden bluteten und denen die Haut buchstäblich in Fetzen vom Leibe herunterhing! Ein Pferd ist eben hier zu Lande ein sehr billiger und ziemlich werthloser Gegenstand, man fragt nicht viel darnach, ob man ihn verliert oder nicht, und Mitleid mit dem Vieh ist dem edlen Vollblut-Argentiner oder Spanier aus den niederen Klassen nun einmal ein unbekanntes Gefühl. Dazu ist er zu roh, die Polizei aber hat höhere Aufgaben zu erfüllen, als um skandalöse Thierquälereien sich zu kümmern. In dieser Hinsicht ist der ungebildetste Gaucho auf dem Camp noch ein achtungswertherer Mensch! Denn der behandelt sein Pferd wenigstens menschlich, er sorgt dafür, daß es zu fressen und zu saufen hat, und ein Pferd zu mißhandeln, besonders dasselbe auf den Kopf zu schlagen, wie dies in Buenos-Aires Sitte ist, wird ihm niemals einfallen, ein solcher Anblick würde ihn im Gegentheil mit großer Entrüstung erfüllen.

Meine Absicht ist es durchaus nicht, eine genaue Beschreibung der Stadt Buenos-Aires und ihrer einzelnen Sehenswürdigkeiten zu liefern, denn sonst geriethe ich auf ein Gebiet, durch dessen eingehende Behandlung die diesem Buche bestimmten Grenzen bedeutend würden überschritten werden, ohne daß bei dem Leser seine Kenntnisse über Land und Leute in Argentinien in gleichem Verhältnisse sich vervollkommneten. Nur das eine mag hier Erwähnung finden, daß alle Straßen der etwa 400 000 Einwohner zählenden Stadt entweder von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen parallel mit einander laufen und nach beiden Richtungen sich rechtwinkelig durchschneiden, eine Einrichtung, welche zwar jedem leicht macht, mit Hülfe eines kleinen Planes übere

sofort sich zurechtzufinden, die aber der argentinischen Kapitale ein höchst poesieloses, nüchternes und ledernes Aussehen verleiht. Dabei staubt es bei trockenem Wetter zuweilen recht widerwärtig, während ein Regen die Straßen in wenigen Minuten in eine große Pfütze zu verwandeln vermag, Erscheinungen, die nebenbei bemerkt übrigens auch in Deutschland und in Belgien stellenweise zu beobachten sind. Das Klima ist ein vorzügliches, im Winter ist es frisch und doch nicht empfindlich kalt, während im Sommer der durch die Straßen wehende Südwind, der Pampero, auch die stärkste Hitze leicht erträglich macht. Ein großer Uebelstand dagegen für alle diejenigen, welche etwa in Buenos-Aires sich häuslich niederlassen wollen, liegt in den horrenten Preisen der Wohnungen. Es hört sich ganz schön an, wenn ein bekannter Auswanderungsagent seinen hungerleidenden Mitmenschen in Europa vorrechnet, daß in Buenos-Aires Schreiner und Zimmerleute täglich 6—20 Francs, Schlosser, Schmiede und Mechaniker sogar 6—30 Francs pro Tag verdienen, aber dieser Menschenbeglücker hat zunächst ganz vergessen, den guten Leuten zu erzählen, daß sie dort auch für die einfachste Stube wenigstens 60—80 Francs pro Monat bezahlen müssen. Ein mittelgroßes unmöblirtes Zimmer nach der Straße zu kostet in dem Geschäftsviertel 150—200 Francs per Monat, einem Bekannten von mir wurden während meiner dortigen Anwesenheit für drei Zimmer — natürlich unmöblirt — nicht weniger als 120 Pesos Gold = 600 Francs per Monat abgefordert. Das Fleisch ist nun allerdings sehr billig in Buenos-Aires, die Arrobe (etwa 25 Pfund) Rindfleisch z. B. kostet ungefähr $1^1/_2$ Peso Papier = 6 Francs, aber vom Fleisch allein kann Niemand leben, und alle übrigen Lebensmittel sind nichts weniger als billig zu nennen. Der Lebensunterhalt einer Familie stellt sich in Buenos-Aires weit theurer als in Deutschland, trotz der stereotypen Phrase von der dortigen Billigkeit der Lebensmittel; denn Kleidungsstücke kosten ebenfalls viel mehr Geld als in Europa, und rechnet man hierzu endlich noch die obigen unvernünftigen Wohnungspreise, so ergibt sich mit Leichtigkeit, daß ein Handwerker oder sonstiger Arbeiter schon sehr viel verdienen muß, wenn das erielle Resultat seiner Arbeit auch ein relativ günstigeres werden als in Deutschland. Dieser verhältnißmäßig höhere Verdienst d aber keineswegs immer erzielt. Man kann den Durchschnittsn für Handwerker gegenwärtig mit ziemlicher Sicherheit auf 10 ncs pro Tag ansetzen, nicht aber auf 6—20 oder gar 30 Francs,

wie von anderer Seite mit arger und tendenziöser Uebertreibung behauptet wird. Rechnet man den Monat zu 26 Arbeitstagen, so verdient also der Handwerker im Monat 260 Francs oder 208 Mark, diese 208 Mark aber haben in Buenos-Aires nicht den Werth wie in Deutschland 80 Mark, insofern, als man in Buenos-Aires für 208 Mark nicht dasselbe zum Lebensunterhalt Nothwendige sich verschaffen kann wie in Deutschland für 80 Mark. Zum Beweise dieser Behauptung will ich nur anführen, daß abgesehen von den sechs- bis siebenfach höheren Miethpreisen, Kleider und Schuhe das doppelte, Butter und Milch das drei- und vierfache, Eier, Kartoffeln, Kaffee ꝛc. wie überhaupt die meisten zum täglichen Leben nothwendigen Gegenstände das doppelte wie bei uns zu Hause kosten.

Wer bei den in Buenos-Aires gezahlten Löhnen sich besser steht als in der Heimath, das sind die Dienstboten, die neben hohem Lohn freie Station haben, und die Italiener, welche zu 10 Familien mitunter in einer Stube schlafen und mit widerlichem Geize selbst das Nothwendigste für ihren Magen und ihre Bekleidung sich abzusparen verstehen. Diese Leute legen sich sämmtlich in Buenos-Aires Geld zurück, selten aber der deutsche Handwerker oder Tagelöhner, der nun einmal gewohnt ist, tüchtig zu arbeiten, aber auch wie ein Mensch zu leben. Unterkommen und Verdienst zu finden gelingt ferner nur ganz bestimmten Klassen von Handwerkern ohne Schwierigkeit, wie z. B. Tischlern, Schlossern, tüchtigen Zuschneidern (welch letztere sich übrigens in der Regel nicht zu den Handwerkern, sondern zu den Künstlern zählen), während andere und unter diesen speziell die Schuhmacher unter der Konkurrenz der Italiener schwer zu leiden haben. Buenos-Aires ist eben heute kein Eldorado mehr, wo jeder sofort reichlichen und lohnenden Verdienst antrifft. Die Zeiten, in denen dies einmal der Fall gewesen, sind vorüber und zwar, wie mir scheinen will, unwiederbringlich. Die außerordentlich starke Einwanderung hat neben vielem Segensreichen auch manches Schlimme für das Land und speziell für die Hauptstadt, wo regelmäßig ein gewisser Prozentsatz von allen Einwanderern sich niederläßt, mit sich gebracht, nnd hierhin gehört vor allem die wachsende Conkurrenz in allen Erwerbszweigen und als Folge der letzter eine mehr und mehr um sich greifende Armuth unter den niede Klassen. Das Leben und Treiben in der Hauptstadt der argenti schen Republik zeigt heute eine Physiognomie, welche von derjeni unserer größeren europäischen Städte sich kaum noch unterschei

Neben dem übertriebensten Luxus, der in Equipagen und Kleidung auf den Straßen sich breit macht, begegnen wir dem größten Elend, und zerlumpte Weiber und Kinder, die bettelnd den Vorübergehenden die Hände entgegenstrecken, sind daselbst keine Seltenheit mehr. Noch vor 4 Jahren war dies ganz anders. Damals durfte eine deutsche Zeitung in Buenos-Aires mit Fug und Recht behaupten, wer dort arbeiten wolle, der brauche keinen Hunger zu leiden, heute dagegen kann man junge und kräftige Leute dutzendweise finden, welche gern jede Beschäftigung annehmen würden, aber wochen- und monatelang vergeblich nach einer solchen die Füße sich ablaufen, bis sie schließlich durch die Noth gezwungen dem Innern des Landes sich zuwenden.

Weise handelt stets derjenige, welcher in Argentinien angelangt, so kurze Zeit wie möglich in der Stadt der guten Lüfte, wie Buenos-Aires in deutscher Uebersetzung heißt, sich aufhält. Es ist dort ein theures Pflaster, noch theurer durch die liebenswürdigen Landsleute, welche sich dem fremden Ankömmlinge aufdrängen und ihm unter der Vorspiegelung, ihm nützlich werden zu können, sein Geld verzehren helfen. Ist der letzte mitgebrachte Pfennig auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege verschwunden, dann tritt die Noth zuweilen fürchterlich an den Unglücklichen heran, weit härter und grausamer als dies in Europa möglich wäre. Denn dort gibt dem Hungernden, so lange er noch gesund ist, kein Mensch etwas umsonst, außer etwa den guten Rath zu arbeiten; den kann er überall hören, aber eine milde Hand, die, während sie zu ihrem Vergnügen hunderte von Pesos in wenigen Stunden ausgibt, dem Armen nur einen Centavo von ihrem Ueberflusse darreichte, die wird er vergeblich suchen. Man bildet sich förmlich etwas darauf ein, stets recht hartherzig sich zu zeigen; denn da man ein anderes Lebensziel als Geld zu erwerben nicht kennt oder als eines vernünftigen Menschen unwürdig ansieht, so glaubt man sich vor seinen Mitmenschen oder vor sich selbst zu blamiren, wenn man jemals auch nur die geringste Kleinigkeit ohne entsprechende Gegenleistung ausgäbe. Zum Theil jene Lieblosigkeit auch darauf zurückzuführen sein, daß die Be-
iden in Buenos-Aires vielfach oder meistens von unten an sich
ufgearbeitet haben und daher in dem Armen einen Menschen
icken, der eben dasjenige einmal mitmachen muß, was sie selbst
er kennen lernten und aus eigener Kraft überwanden. Ihnen
vielleicht auch Niemand geholfen und es ist ihnen schließlich gut

bekommen, kein Wunder daher, wenn sie durch die augenblickliche Verlegenheit des Landsmannes sich nicht sehr alteriren lassen.

Aber abgesehen von solchen mehr oder weniger erklärlichen Fällen kommen dort nicht selten auch Beispiele einer so empörenden Fühl- und Herzlosigkeit vor, wie sie in Deutschland Gottlob denn doch zu den phänomenalen und Aufsehen erregenden Ereignissen gehören. Ich könnte in dieser Hinsicht Namen nennen, sogar sehr angesehene Namen und ganz bestimmte Fälle anführen, aber ich verzichte vorläufig hierauf, um so mehr, als die Hauptperson unter ihnen, welche früher in roher Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksale der von einem unter ihrer Aegide arbeitenden Agenten zur Auswanderung verleiteten Personen das Außerordentlichste leistete, gegenwärtig mit Auswanderern überhaupt nicht mehr in Berührung kommt.

Aus denselben oder verwandten Ursachen wie jene allgemeine Herzlosigkeit geht auch die eigenthümliche Art und Weise hervor, in welcher der Reichere den Aermeren behandelt. Die Phrase „Argentinien ist das freieste Land der Welt“ kann man fast in jedem Werke über Argentinien lesen, und demgemäß sollte man auch glauben, daß die drei theoretischen Fundamente oder Ideale einer wahren und echten Republik, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, daselbst so recht eigentlich zu Hause seien. Aber die erstere ist häufig nur eine papierene, die in Gefahr kommt, durchlöchert zu werden, sobald Gewalt oder Macht d. i. Geld und Recht in Conflikt mit einander gerathen, und was die beiden letztgenannten Erfordernisse einer Normalrepublik anbelangt, so thut man gut daran, auf dieselben in Argentinien von vornherein zu verzichten. Allerdings ist die Gleichheit vor dem Gesetze, sofern dieselbe etwa durch Standesvorrechte afficirt werden könnte, durch die Verfassung garantirt, mit der Gleichheit im sonstigen Leben und mit der Brüderlichkeit sieht es dagegen in der Hauptstadt der argentinischen Republik ungemein faul aus. Man kennt dort freilich keine Geburts- oder Beamtenaristokratie wie in unserm lieben Deutschland, dafür aber tritt daselbst um so unangenehmer und widerwärtiger die Ge[...] aristokratie oder sagen wir lieber das Geldprotzenthum auf, [...] intensivsten und brutalsten unter unsern deutschen Landsleut[...] Ich habe mich oft gefragt, woher dieser abscheuliche Hochmuth w[...] rühren mag, den der besser situirte Deutsche dem andern gegenü[...] so konsequent an den Tag legen zu müssen glaubt, und keinen an[...]

Erklärungsgrund für diese eigenthümliche Erscheinung finden kön-
nen, als das mangelhafte nationale Bewußtsein. Der Engländer
oder Franzose läßt seinen armen Landsmann in der Fremde nie-
mals im Stich, er empfindet es als eine seiner Nation und ihm
persönlich widerfahrene Schmach, wenn derselbe der Geringschätzung
oder Verachtung des Ausländers anheimfällt; aber nicht so der
Deutsche. Man sollte bisweilen wirklich glauben, der letztere fände
ein Vergnügen daran, seinen unglücklichen Landsmann noch tiefer
in's Elend zurückzustoßen, nur damit seine eigenen Tugenden in
desto hellerem Lichte strahlten, damit er sich und andern sagen
könne: Gottlob, ich bin doch ein weit besseres und respektirlicheres
Menschenkind als so mancher aus meiner Heimath, der hier in
zerrissener Hose und ohne einen Pfennig in der Tasche auf den
Straßen sich umhertreibt und von dem ich mich so äußerst vortheil-
haft unterscheide! Die Beobachtung ist schon häufig gemacht worden,
daß der Deutsche in der Fremde gegen jeden Ausländer eine fast
devote Höflichkeit und Zuvorkommenheit an den Tag legt, um dafür
gegenüber irgend einem armen Teufel aus Deutschland durch Aus-
schüttung seines ganzen Vorrathes an Grobheit und Rücksichts-
losigkeit das verletzte Hochgefühl vor sich selbst wieder herzustellen.
Und da nun bekanntlich mit einem General besser zu verkehren ist
als mit einem Corporal, und da Jemand um so mehr sich aufbläht
und eine lächerliche Arroganz an den Tag legt, je weniger er sich
irgend welcher durch sich selbst imponirender Vorzüge bewußt ist,
so ist auch in Buenos-Aires der goldene aus dem Nichts hervor-
gekrochene Mittelstand hauptsächlich derjenige, welcher ein ungebühr-
lich überhebendes und dünkelhaftes Wesen im Verkehr mit dem
weniger Bemittelten bei jeder Gelegenheit offen zur Schau trägt.
Besuche einmal einen dieser Herren, die früher beim Ausladen der
Schiffe gegen Tagelohn halfen oder auf den Straßen mit Apfel-
sinen und Bananen handelten und jetzt einen schönen, des Abends
hell erleuchteten Laden besitzen, die niemals anders denn in Schwarz,
mit einem Cylinder auf dem Kopfe und einer dicken goldenen Uhr-
kette an der Weste erscheinen, die stets die Hände in den Taschen
[illegible]en, mit einer Miene, als wühlten sie dort nachlässig in Haufen
[illegible]oldes, die vor Hochachtung sich nicht zu fassen wissen, wenn ein
[illegible]sländer ihren Laden betritt, und beobachte einmal genau, wie
[illegible] dort empfangen wirst. Erklärst du, nichts kaufen, sondern eine
[illegible]vatangelegenheit mit dem Principal erledigen zu wollen, so wird

dich zunächst einer der Commis, nachdem er dich impertinent und wegwerfend von oben bis unten mit den Augen gemustert, in das Privatkabinet des Beherrschers dieser Räume führen. Der Mann sieht bei deinem Eintreten kaum auf von einem Briefe, den er eben zur Hand hat; er will dir imponiren durch seine Ueberhäufung mit Arbeit. Kurz und grob sagt der Gewaltige: Was wollen Sie? fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist gemessen! Einen Stuhl dir anzubieten, würde für ihn bereits eine Herabwürdigung bedeuten, stehend und empört über dieses ungezogene Benehmen trägst du daher dein Anliegen vor. Mit halbem Ohr, als sei er beständig mit seiner Arbeit beschäftigt, scheint er dir zuzuhören, und so wie du geendet hast, sagt er brutal: Ich will mir's überlegen, kommen Sie morgen wieder! Kein Blick, kein Gruß wird dir zum Abschiede zu Theil, auf jede Weise will der Biedere dein Nichts und seine erhabene Größe dir zum Bewußtsein bringen. Bei einer andern Gelegenheit triffst du einen dieser Wackern, irgend einen Jüngling, der bis dahin den Commis spielte und plötzlich zum selbstständigen Leiter der Filiale eines großen europäischen Hauses ernannt wurde, beim Biertische. Hier hast du Gelegenheit, ihn fern von den geistanstrengenden Geschäften in seiner Eigenschaft als liebenswürdigen Privatmann, der nach des Tages Mühen und Lasten gern ein Stündchen geselliger und zerstreuender Unterhaltung widmet und dabei von dem reichen Schatze seines Wissens freigebig seiner Umgebung mittheilt, kennen zu lernen. Anfangs beschränkt er sich darauf, mit der Hand wiederholt über die vom vielen geistigen Schaffen frühzeitig kahl gewordene Stirn zu streichen, wie um das dort herrschende Chaos von Gedanken zu entwirren, bald aber, beim zweiten Glase Bier, betheiligt er sich herablassend an der Debatte. Wie genau weiß er da in allem Bescheid, mit welcher apodiktischen Sicherheit spricht er über alles und jedes, mit welcher charmanten Ueberlegenheit setzt er deinen auf besserer Kenntniß beruhenden Einwänden die albernsten Phrasen entgegen und wie imponirend und unwiderlegbar klingt es, wenn er als höchsten Trumpf stets ein verächtliches: Ich begreife nicht, wie Sie so etwas sagen können! zur Hand hat! Wirst du gegenüber solcher unpassender Arroganz dann vielleicht auch etwas unangenehm und erwiederst dem kenntnißreichen Manne, du begriffest wohl, daß er dieses und wahrscheinlich noch vieles andere nicht begreifen könne, so sieht er dich zuerst mit großen Augen blöde an und hüpft dann vergnügt, als

ob nichts passirt wäre und seiner geistigen Ueberlegenheit sich doppelt bewußt auf ein anderes Thema über.

Man kennt eben in Südamerika keine Aristokratie des Geistes oder der Bildung; Achtung und Ansehen vermag allein ein gefüllter Geldbeutel zu verleihen. Vor mehreren Jahren ist allerdings einmal der Versuch gemacht worden, den in Buenos-Aires lebenden Deutschen den Vorzug einer exklusiven Geburtsaristokratie zu verleihen, aber dieses Unternehmen hielt nicht lange Stand. Eine Anzahl junger adeliger Herren, meistens gegen ihren Willen freiwillig aus dem Offiziers- oder Beamtenstande ausgetreten, gründeten nämlich in der Stadt der guten Lüfte einen Adelsklub, dessen Tendenz dahin gerichtet war, das Ansehen und die Würde des Standes seiner Mitglieder nach allen Richtungen hin zu wahren und zu erhalten. Zu diesem Zwecke nannte z. B. der eine den andern, auch dritten gegenüber, einen Edelmann, man sprach bei den häufig stattfindenden Zusammenkünften davon, was ein Edelmann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, hier im Lande thun und lassen dürfe, und dabei wurde auch die allgemeine Leerheit der gegenseitigen Kassenverhältnisse einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Mochte nun das absolute Nichts, was in dieser Hinsicht jedes der Mitglieder regelmäßig zugestand, auf der nakten Wahrheit oder auf der blassen Furcht, daß ein anderer der versammelten Edelmänner sofort einen Pumpversuch auf Edelmannsparole unternehmen könnte, beruhen, thatsächlich konnte die Versammlung bei ihrem jedesmaligen Auseinandergehen das ehrenwerthe Zeugniß sich ausstellen, daß sie mit jener protzenhaften Geldbeutelaristokratie von Buenos-Aires nicht die mindeste Aehnlichkeit besitze. Bei der außerordentlichen Anziehungskraft, welche Argentinien auf frühere Offiziere und Beamte ausübt, hätte dem Adelsklub vielleicht nochmals eine große Zukunft bevorgestanden, wenn nicht der nervus rerum omnium, das liebe gemeine Geld, ihn schließlich auseinandergetrieben hätte. Der Edelste dieser Edeln zog sich nämlich mit einem Male, ohne durch die Sorge um Be-
ung seiner recht ansehnlichen Schulden nur einen Augenblick seiner aristokratisch vornehmen Ruhe sich bringen zu lassen,
as Innere des Landes zurück und ein anderer flüchtete gar der Frau eines Plebejers nach Montevideo, um dort in einer
n Schäferstunde von der Heißgeliebten das ganze bare Geld in
[illegible] hohem Betrage sich übergeben zu lassen und mit diesem auf

Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Seit dieser Zeit hat der Adelsklub in Buenos-Aires aufgehört zu existiren. Leute mit blauem Blute trifft man daselbst zwar immer noch, aber nur mehr ganz sporadisch, jeden Gedanken, eine eigene Kaste von Menschen in's Leben zu rufen, denen sein sauer verdientes Geld pumpen zu dürfen das Bürgerpack sich zur Ehre anrechnen müßte, haben sie längst aufgegeben. Es gibt viele unter ihnen, die in ihren Anschauungen so tief von ihrer früheren stolzen Höhe herabgestiegen sind, daß sie sogar im Stande wären, einem schlichten Bürgermädchen mit vielem Gelde Herz und Hand darzubieten und dasselbe so zur Edelfrau zu erheben. Dies hat mir vor noch nicht langer Zeit ein Edelmann, der auf dem Camp das Amt eines Koches für die Peone (Knechte) versah, in vollem Ernste versichert, Beweis genug von der dämonischen Macht, welche das Geld in unsern Tagen selbst auf die edelsten Menschen ausübt.

Wenn, wie wir oben gesehen haben, in Buenos-Aires das Geld allein den Werth des Mannes in den Augen seiner Mitmenschen ausmacht, so ist es erklärlich, daß dasselbe dort das höchste und begehrenswertheste Gut bildet, auf dessen Erwerbung alles Schaffen und Streben gerichtet ist. Ideale Güter kennt man in Buenos-Aires kaum; wer auf sie sein Sinnen und Trachten stellen wollte, würde allgemein einer stillen mitleidigen Theilnahme anheimfallen; als der verständigste gilt stets derjenige, der durch Worte und Handlungen am kräftigsten seine realistische oder materielle Denkungsart an den Tag legt. Ein kleines Beispiel möge dies illustriren. Der Inhaber einer Bierwirthschaft, der früher in einem jetzt eingegangenen größeren Gasthause den Schlepper machte, erzählte mir, wie er seinen früheren Herrn, der für immer nach Europa reiste, an das Dampfschiff begleitet habe. Da nun habe er lange bei sich im geheimen überlegt, was er demselben für diesen Liebesdienst abnehmen solle. „Hätte ich zu wenig gefordert", erklärte mir der gesinnungstüchtige Mann, „so hätte mein Herr bei sich gedacht, nein, ist der Kerl ein Esel, hätte ich aber zu viel gefordert, so hätte mein Herr gedacht, nein, ist der Kerl ein Lump. Da ich nun lieb... haben wollte, daß mein Herr mich für einen Lumpen als für ein... Esel hielt, so habe ich ihn gehörig bezahlen lassen, und richtig sag... auch Herr X., indem er mir beim Abschiede die Hand drückt... „Kerl, du bist und bleibst doch immer der alte Hallunke." D... alle übrigen Anwesenden beim Anhören dieser artigen Erzählu...

in laute Beifallsrufe über das verständige Feingefühl ihres Wirthes ausbrachen, bedarf für denjenigen, der Buenos-Aires und seine Bewohner aus eigener Anschauung kennt, kaum einer besonderen Erwähnung. Eine solche Handlungsweise, wie die eben berichtete, hält man allgemein für geistreich und witzig, wie denn überhaupt der südamerikanische Witz eine ganz eigene Spezies von Witz bildet, der einer näheren Betrachtung an dieser Stelle nicht unwerth ist.

Der Südamerikaner und ganz speziell der Eingewanderte, der einige Zeit in Südamerika gelebt hat, hält sich dem Europäer, was Scharfsinn und sonstige Fähigkeiten anbelangt, nach allen Richtungen hin für weit überlegen. Die Selbstüberhebung, welche er den letzteren gegenüber zur Schau trägt, kann dem blöden Ankömmlinge vielleicht imponiren, für jeden dagegen, der mit Land und Leuten einigermaßen vertraut geworden, enthält dieselbe etwas ungemein Lächerliches und Abgeschmacktes. Mit Verachtung spricht der Südamerikaner von den überlebten Institutionen und Verhältnissen des alten Europa, von der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit der Europäer, von ihrem mangelnden Talente, mit der Zeit vorwärts zu schreiten, von der Beengtheit ihrer Begriffe und Ansichten, und mit um so größerer Emphase streicht er dagegen alle die gegentheiligen Eigenschaften der Bewohner Südamerika's heraus. Ich kannte einen Deutschen in Buenos-Aires, der so sehr von den Vorzügen seiner neuen Heimath und der den Geist anregenden Luft in der Stadt der guten Lüfte eingenommen war, daß er schließlich aus Gewohnheit bei jeder Bemerkung, die man über irgend einen Gegenstand machte, die geistreiche Antwort bei der Hand hatte: „Sie dürfen auch Südamerika nicht mit Europa verwechseln", und dies mit einer Betonung, als sei in einer solchen Verwechslung eine schwere Beleidigung für das erstere, nicht aber etwa das Merkmal einer zerrütteten geistigen Verfassung des Verwechselnden enthalten. Man konnte sprechen, wovon man wollte, von dem großen Formate der südamerikanischen Zeitungen, von dem zähen Fleische der dortigen Ochsen, von den impertinenten licken, welche die jungen Herren den Damen auf der Straße zuerfen, von den unvernünftig hohen Trottoirs und dem schändlichen flaster in manchen Straßen, von der kolossalen Menge Schnaps, elche hier consumirt würde, immer lautete die stereotype, von einem mm überlegenen Lächeln begleitete Antwort: Ja, Sie dürfen h Südamerika nicht mit Europa verwechseln. „Sehen Sie sich

doch nur", fuhr er dann zuweilen begeistert fort, „einmal etwas genauer unsere Verhältnisse an und vergleichen Sie dieselben mit den europäischen, und dann sagen Sie mir aufrichtig, ob wir hier nicht in Allem unendlich weiter vorgeschritten sind als in Europa! Greifen Sie nur irgend einen der nächstliegenden Gegenstände zur Vergleichung heraus, beispielsweise mich selbst! Wie lebe ich hier so frei und ungenirt! Geld habe ich nicht, aber einen guten Verdienst, ich führe meinen eigenen Hausstand, besitze aber nur gepumpte Möbel, und nun will ich einmal annehmen, wie dies zuweilen schon vorgekommen ist, mein Verdienst wird knapp oder ich gebe überhaupt mehr Geld aus als ich einnehme; was kann mir dann geschehen? Nichts, gar nichts, nicht das geringste! Rücken meine Gläubiger mir auf den Leib, so ziehe ich eines schönen Tages oder vielmehr Abends ohne Sang und Klang mit meinen paar mir gehörigen Brocken nach einem entlegenen Stadttheile. Da ich nicht nöthig habe, dort bei der Polizei mich anzumelden, so können die Gläubiger lange suchen, bis sie mich wiederfinden, oder auch an meinem gepumpten Hausrathe sich erholen, sofern deren Eigenthümer nicht hiergegen Einspruch erhebt. Was für Scherereien und Unannehmlichkeiten hätte ich dem gegenüber in Europa mitzumachen! Nein, kommen Sie mir um des Himmelswillen nicht mit Ihren geordneten europäischen Verhältnissen, um diese unsern vortrefflichen Zuständen entgegenzuhalten. Vor allem aber verwechseln Sie niemals Südamerika mit Europa, das ist die erste Bedingung für jeden, der es hier zu etwas bringen will."

Derartigen verwirrten Ansichten gegenüber schweigt der Verständige am besten, denn durch Gründe der Vernunft lassen sich diese Leutchen doch niemals vom Gegentheile überzeugen. Sie sind förmlich verbissen in den Glauben, daß die Stadt Buenos-Aires und ihre Bewohner in jeder Hinsicht an der Spitze der Civilisation, des Fortschrittes und der Aufklärung einherschreiten. Zum großen Theil aus diesem stolzen Selbstbewußtsein aber geht der eigenthümliche südamerikanische Witz hervor, dessen ich oben bereits flüchtig gedachte. Da nämlich der Südamerikaner sich geistig dem Europäer in Allem überlegen glaubt, so ist die natürliche Folge, daß jeder der ersteren sich selbst für ein hervorragendes Talent oder wenigstens für einen großartigen Pfiffikus und Witzbold ansieht. Nur geniale Thaten und Worte können von einem Südamerikaner ausgehen, ergo, so urtheilt man, stellt jede That und jedes Wort des-

selben einen Geniestreich oder zum mindesten einen vorzüglichen Witz dar. Als einen allerliebsten Scherz betrachtet man es z. B., Jemand 1200 Nacionales Salair pro Jahr zu versprechen und ihm später, wenn der Betreffende seine fällige Vierteljahrs- oder Monatsrate haben will, zu erklären: Lieber Freund, Sie haben sich verhört, ich habe Ihnen nur 500 pro Jahr zugesagt! Annähernd ebenso geistreich ist folgender Witz, den ein sonst nicht besonders scherzhafter, am äußersten Ende von Buenos-Aires wohnende Deutscher, der bereits 15 Jahre im Lande war, lieferte. Derselbe hatte einen Miether im Hause, der einen schönen silbernen Becher besaß. Eines Tages nun, als der Miether nach Hause kam, erzählte er diesem, vor kurzem sei ein fremder Mann dagewesen, der von außen mit dem Arme durch das Fenster gelangt und den Becher nebst einem Paar Stiefel an sich genommen habe. Darauf hätte derselbe an der Hausthür geklopft und die Stiefel wieder abgeliefert, sei dann aber mit dem Becher so schnell er gekonnt davongelaufen. Den schelmisch blitzenden Augen des Erzählers konnte man dabei ansehen, wie sehr er sich darüber freue und mit welcher inneren Genugthuung er dem Becherlosen es versteckt zu wissen that, daß kein anderer als er derjenige sei, der durch die Lieferung eines so prächtigen Witzes das Annektiren des Bechers ermöglicht habe. Ich möchte den südamerikanischen Witz als einen solchen bezeichnen, welcher dem von ihm Betroffenen niemals Freude, wohl aber in der Regel empfindlichen materiellen Schaden bereitet. Dieser gilt dann bei Jung und Alt als der Dumme, der andere dagegen als der Kluge und Verständige, der es sicher nochmals weit bringen wird.

Nicht minder eigenthümlich und überraschend als der Witz der That ist in Buenos-Aires derjenige Witz, welcher im Worte und im Bilde sich offenbart; hierhin gehört z. B. die Sitte, unbekannten Damen auf der Promenade die unverschämtesten, das Schamgefühl direkt beleidigende Complimente in's Gesicht zu sagen, hierhin gehört der in der Regel in großartige Roheiten ausartende Unfug, der während des Carnevals auf den Straßen getrieben wird, und [illegible]hin gehört neben manchem anderen endlich auch die ganz un[illegible]lifizirbare Art, wie in den dortigen Witzblättern — erfreulicher[illegible]je existirt kein deutsches darunter — sowie durch Bilder, welche [illegible]n an den Schaufenstern sieht, das sittliche und ganz besonders [illegible] religiöse Gefühl des anständigen Publikums beleidigt wird. [illegible] hat nicht nöthig, ein Frömmler zu sein, um jene geistlosen,

sofort die gemeine Seele ihres Urhebers verrathenden Scherze zu verdammen. Mag man über den göttlichen Ursprung der Bibel denken, wie man will, die erhabenen Gestalten, welche in derselben vorkommen, öffentlich in den Schmutz zu ziehen, wie dies in Buenos-Aires geschieht, und sie zum Gegenstande unfläthiger Scherze zu machen, das kann nur ein ganz verkommener, ebenso charakterloser wie unwissender und ungebildeter Mensch. Wenn noch ein Fünkchen von Witz in diesen Machwerken sich verriethe, so könnte man sich am Ende erklären, weshalb der geistesarme Autor zu solchen ordinären Rettungsmitteln seine Zuflucht nahm, aber nein, keine Spur davon findet man in denselben, man fragt sich vergeblich, wo liegt denn eigentlich die Pointe dieser spaßig sein sollenden Niederträchtigkeiten. Die Polizei kümmert sich um dergleichen Preßerzeugnisse oder Schaustellungen nicht, denn man lebt ja dort im Lande der Freiheit, wo jeder thun und lassen kann, was er will. Sie sagt auch nichts, wenn die Bewohnerinnen der öffentlichen Häuser am hellen Tage und im tiefen Negligé an den Thüren sich zeigen, aber sie schreitet sofort unnachsichtlich zur Arretirung, so wie Jemand, der des Guten etwas zu viel gethan, in angesäuseltem Zustande auf der Straße erscheint. Die Begriffe von Freiheit sind eben sehr verschieden, und was dem einen recht ist, ist dem andern nicht immer billig.

Die ganze Art und Weise, wie das Erhabenste profanirt und besudelt wird, findet übrigens ihre Erklärung leicht in dem allein auf das Materielle gerichteten Denken und Schaffen, welches am La Plata so allgemein geworden ist, sowie überhaupt in dem zunehmenden moralischen Verfall der romanischen Rassen. Wie dies bei ungebildeten und sittlich verwilderten Menschen gewöhnlich der Fall ist, so glaubt man auch dort die geistige Größe und Aufklärung um so kräftiger zu beweisen, je brutaler und cynischer man dasjenige mit Füßen tritt, was Anderen ein Gegenstand der Verehrung oder wenigstens der Hochachtung ist, eine Anschauung, die in bedenklicher Weise auch den Bewohnern des Camp sich mitzutheilen beginnt.

Bei solchen materialistischen Lebensanschauungen von zieml brutaler Färbung aber, wie sie in Buenos-Aires vorherrschen, ka es uns nicht Wunder nehmen, wenn neben der Sucht, auf je Weise Geld zu verdienen, auch das eifrige Bestreben vorhanden mit dem gewonnenen Gelde sich das Leben möglichst reich

Genüssen zu machen. Die großen Kaufleute, welche die Zeit berechnen können, wo sie nach Europa zurückzukehren und dort von ihrem Gelde zu leben im Stande sein werden, sind meistens sehr weise in ihren Ausgaben, unter den kleinen Leuten dagegen, die von der Hand in den Mund leben müssen, kennt die Vergnügungssucht häufig weder Maß noch Ziel. Hier ist es regelmäßig der Mann, der dasjenige, was er verdient, auch vorzugsweise in seinem persönlichen Interesse ausgeben zu dürfen glaubt. In den kleinen deutschen Familien, welche ich in Buenos-Aires kennen lernte, zeigte sich stets dasselbe Schauspiel. Die arme Frau hockt den ganzen Tag über mit den Kindern in der einen engen Stube, in der gewohnt, gekocht und geschlafen wird, und behilft sich mit dem Allernothwendigsten zum Leben, während der Mann nach auswärts arbeiten oder auch nicht arbeiten geht und jede freie Stunde dazu benutzt, um die verdienten Centavos in Gesellschaft von gleichgesinnten Freunden am Schnapstische durchzubringen. Eine angenehme, zufriedene Häuslichkeit wie bei uns zu Hause kennt man in Buenos-Aires unter den arbeitenden Klassen überhaupt nicht. Mit einem oder zwei Feldbetten (sogen. **catres**), einem alten wackeligen Tische, ein paar alten Stühlen oder Kisten, die als Sitzinstrumente dienen, ist die ganze Einrichtung einer dortigen Familienwohnung regelmäßig zu Ende, zu deren Ungemüthlichkeit der steinerne Fußboden und die völlig kahlen Wände nebst der primitiven Decke, an der die rohen Balken zu sehen sind, noch ein übriges beitragen. In den nebengelegenen Zimmern des einstöckigen Hauses wohnen Italiener und Spanier mit ihren Kindern und ihrem Ungeziefer, welche den allen Bewohnern des Hauses gemeinsam zur Benutzung offen stehenden Hof für sich allein in Anspruch nehmen oder wenigstens auf eine Weise beleben und ausschmücken, daß der Deutsche ängstlich die nach diesem Hofe zu sich öffnende Thüre seines Zimmers verschließt. Verwundern darf man sich bei solchen Zuständen nicht, wenn der an andere Lebensverhältnisse gewohnte Mann sich zu Hause nicht wohl fühlt und auswärts sein Gemüthlichkeit sucht. Das schlimmste hierbei
ur der Umstand, daß er in der Regel vom Bier sehr bald dem
ußlichen Cana (Zuckerrohrschnaps) sich zuwendet, daß die Zahl
täglich genommenen Schnäpse fortwährend zunimmt und die
ge, an welchen er feiert, immer häufiger werden. Der Mann
d schließlich zum Gewohnheitssäufer, und wenn man in Buenos-
s ab und zu von Jemand hört, der im besten Mannesalter

durch einen Schlaganfall hinweggerafft wurde, so kann man in 9 unter 10 Fällen darauf rechnen, daß ein solches Ende auf den Cana zurückzuführen ist. Die Schnapsgefahr ist für jeden Arbeiter, der in Buenos-Aires sich niederläßt, eine sehr große, so daß nur zu häufig bei noch so gutem Verdienste des Mannes die Familie bittere Entbehrungen mitmachen muß. Halte man mir nicht etwa entgegen, diese Gefahr sei überall dieselbe, denn überall, wo civilisirte Menschen wohnen, würde Branntwein gebrannt, und wer einmal ein Trunkenbold werden solle, der könne in der ganzen Welt dazu gelangen. Gar manche Momente treffen in Buenos-Aires zusammen, welche zum Genusse von Spirituosen förmlich hindrängen. Außer den ungemüthlichen Zuständen am häuslichen Herde verlockt auch der scheinbar hohe Verdienst zum häufigeren Besuche der Wirthshäuser, zumal da gleichzeitig das Klima in eigenthümlicher Weise den Appetit nach starken Getränken anzuregen scheint. Ich habe früher auseinandergesetzt, daß ein verheiratheter Arbeiter oder Handwerker in Buenos-Aires mit 208 Mark im Monate nicht weiter kommt als derselbe Mann in Deutschland mit 80 Mark, und würde er seine Pflichten der Familie gegenüber gewissenhaft erfüllen, so bliebe ihm auch zum Besuche der Wirthshäuser wahrscheinlich sehr wenig Geld übrig. Aber das lustige oder sagen wir lieber das ausschweifende Wirthshausleben wird in Buenos-Aires noch weit rücksichtsloser als in Deutschland auf Kosten des Familienconto's geführt. Der eben aus Europa Angekommene schließt sich natürlich gern an einen mit den Sitten und der Sprache des Landes vertrauten Landsmann an, der ihm dann nicht genug von dem herrlichen Leben in Buenos-Aires zu erzählen weiß, wie gut er hier es habe im Vergleiche zu Deutschland und wie er im besonderen so viel Wein oder Branntwein den Tag über trinken könne, als er Lust habe. Der brillante Verdienst erlaube dies einem Jeden, der überhaupt arbeiten könne und wolle. Zum Beweise dieser Behauptung vertilgt er dann verschiedene Schnäpse, die der neugewonnene Freund natürlich bezahlen muß und auch gern bezahlt, da die glänzenden ihm gezeigten Aussichten sein Gemüth in eine dankb. freudige Stimmung versetzt haben. Man kehrt noch in einige anderen Wirthschaften ein, verabredet, sich öfters Abends zu treffe und nicht lange mehr dauert es, so würde es schwer zu entscheid sein, welcher von den beiden Busenfreunden am eifrigsten de Schnapsgenusse sich hingäbe. Hätte der erfahrene und biede

Landsmann den neu Angekommenen nach seiner Wohnung geführt, um ihm dort die Wahrheit seiner Behauptungen in der Wirklichkeit vor Augen zu führen und hätte dieser den dort herrschenden Jammer gesehen, die erbärmliche, trostlose Wohnung, das abgehärmte Gesicht und die verweinten Augen der Frau, die in elende Lumpen gekleideten, verwahrlosten oder kranken Kinder, er würde wahrscheinlich entsetzt von dem Verführer sich abgewandt und ihn für immer gemieden haben. So aber werden bald in seiner Wohnung dieselbe Noth und Verkommenheit herrschen wie in derjenigen des Freundes, immer eifriger wird er sich dem Schnapse in die Arme werfen, um die sich einstellenden Gewissensbisse zu betäuben, bis er selbst ein total heruntergekommener Mensch ist, kaum noch im Stande, das Nothwendigste für seinen und seiner Angehörigen Lebensunterhalt herbeizuschaffen. Es ist ein düsteres Bild, das wir hier dem Leser vorführen, aber es zeigt sich in dem dortigen Leben nur allzuhäufig. Für einen nicht ganz festen und soliden Charakter ist Buenos-Aires ein gefährliches Domizil, vor welchem ich um so mehr jeden Auswanderungslustigen warnen möchte, als er dort selten einen genügenden Ersatz für dasjenige findet, was er in der Heimath aufgegeben hat. Weit günstiger sind die Erwerbs- und Lebensverhältnisse stellenweise im Inneren des Landes, worauf ich später noch zurückkommen werde.

Im vorstehenden einmal bei dem Kapitel der geistigen Getränke angelangt, kann ich nicht umhin, auch über das hiermit in einem Causalnexus stehende Gast- und Wirthshausleben in Buenos-Aires mich ein wenig auszulassen. Der eine oder andere Leser könnte jetzt möglicherweise von der bangen Ahnung befallen werden, als gedächte ich im Folgenden einen gewissen bekannten Reisebriefsteller aus Porto Alegre nachzuahmen, der in seinen aus jeder von ihm berührten Stadt datirten Reisebriefen, welche die Zahl 20 bei keiner Gelegenheit unterschreiten und deren keiner weniger als 400 Druckzeilen umfaßt, regelmäßig das Essen und Trinken zum Mittelpunkte seiner unvergleichlichen Schilderungen macht. Diese Befürchtung ist jedoch eine völlig unbegründete, da nichts mir ferner liegt, als nen Herrn in irgend einem Punkte mir zum Vorbilde zu erwählen. eßhalb erzähle ich auch nicht, was ich dort gegessen und getrunken ıbe, sondern wie und was man dort ißt und trinkt, zweitens ıche ich das Essen und Trinken nicht zum Mittelpunkte des ganzen ıches oder dieses Kapitels, an den sich alles andere nur neben-

sächlich anreihen würde, drittens werde ich dem vorliegenden Thema nur einen sehr beschränkten Raum bewilligen und viertens endlich schreibe ich über dasselbe nicht in dem Tone, als ob mich die Erinnerung an die lukullischen Genüsse der Stadt der guten Lüfte heute noch in eine wonnige Rührung versetzte. So oft ich in den Reisebriefen jenes herrlichen brasilianischen Schriftstellers las, wie er hier ein Glas Bier à 40 Pfg., dort ein Glas Wein à 50 Pfg., wie er in dieser Wirthschaft eine Portion Schweizerkäse, in jener ein Stück Wurst ꝛc. ꝛc. zu sich genommen, und wie ausgezeichnet ihm dies geschmeckt habe, da war es mir jedesmal, als sähe ich den Mann vor mir, wie er an seinem Schreibtische säße und heimlich eine Thräne in dem Auge darüber zerdrückte, daß jenes Bier und jener Wein nebst Käse und Wurst nicht mehr der Gegenwart angehörten. Eine Tiefe des Gemüthes, wie sie in derartigen Schilderungen sich wiederspiegelt und welche schon so viel gerühmt wurde, fehlt mir — ich gestehe es beschämt, aber gerne — vollständig. Kühl bis an's Herz hinan, ohne jede weichere oder sentimentale Regung denke ich zurück an die Wirthshäuser und Hotels in Buenos-Aires, an das gute und das schlechte Bier, was man daselbst trinkt, an die geschmierten Rothweine, die unwahrscheinlichen Genever und problematischen Cognacs, und kein wehmüthiges Sehnen durchzittert mein Inneres, wenn ich den dort genossenen zähen asado (Spießbraten) und den harten und trockenen puchero (Kochfleisch) vor die Seele mir zurückrufe. Asado und puchero, zu denen auf dem Camp noch galletas (knüppelhart getrocknetes Brod) hinzutreten, sind in Argentinien die einzigen originellen und interessanten Speisen, da man mit alleiniger Ausnahme von ihnen auch dort keine andere Dinge zu essen pflegt als in Europa. Selbst asado und puchero verdienten es nicht, hier besonders erwähnt zu werden, da Spießbraten und Kochfleisch auch in Europa nichts ungewöhnliches sind, wenn die ersteren nicht so eigenthümlich zubereitet und bis zum Ueberdruß bei jeder Mahlzeit aufgetischt würden. Das Fleisch des argentinischen Rindviehes ist mit demjenigen unserer Ochsen und selbst Kühe nicht zu vergleichen, es ist vor allem niemals mit Fett durchwachsen, indem dieses sich höchstens an einzelnen Stellen klumpenweise ansetzt. Ein solches mageres Stück Fleisch aber bildet, zumal wenn es von einem ehrwürdigen behörnten Familienhaupte herrührt und nun wie üblich in hühnereigroße Stücke zerschnitten halb weich gekocht wurde, ein Nahrungsmittel

an welches der Europäer seine Zähne erst gewöhnen muß. Ein tüchtiger asado darf unter Umständen schon weit eher auf Anerkennung rechnen, aber auch ihn macht seine regelmäßige Zähigkeit und sein konsequentes Wiedererscheinen schließlich zu einem unleidlichen Gaste. Die Eingeborenen sowie diejenigen, welche mehrere Jahre in Argentinien gelebt, sind allerdings sehr erpicht auf puchero und asado, und zumal der letztere darf bei keiner Mahlzeit fehlen, wenn dieselbe nicht als eine unvollkommene und ungenügende gelten soll. Der neuangekommene Europäer dagegen empfindet bald ein geheimes Grauen vor diesem ihn überall hin verfolgenden halb rohen Braten ohne Sauce, resp. Beiguß, Tunke oder Salze; erst auf dem Camp gewöhnt er sich daran und verzehrt ihn dann schließlich mit vielem Behagen. Ein Glück ist es nur, daß in den Hotels von Buenos-Aires Frühstücks- und Mittagstisch mit so vielen Gängen besetzt sind, daß man puchero und asado an sich vorübergehen lassen kann, ohne in Gefahr zu gerathen, mit unbefriedigtem Appetite vom Tische sich wieder erheben zu müssen. Man ißt nämlich in Buenos-Aires im allgemeinen sehr gut, die Auswahl der schmackhaften, stark gewürzten Speisen ist eine äußerst reichhaltige und der Preis in den Hotels ist für die dortigen Verhältnisse ein recht mäßiger. Für volle Pension bezahlt man in mittleren Hotels zwei Nacionales (etwa 8 Francs) pro Tag, in besseren $2^{1}/_{2}$—3 Nacionales nnd noch höher, während für den Unbemittelten Gasthäuser vorhanden sind, in denen er schon für 1—$1^{1}/_{2}$ Nacionales pro Tag essen, trinken nnd schlafen kann. Manche Leute wohnen auch noch billiger in den dortigen Hotels, indem sie nämlich gar nichts bezahlen, Fälle, die durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. So erinnere ich mich z. B., daß während meines letzten Aufenthaltes in Buenos-Aires des Morgens ein Herr am Kaffeetische erschien, der sich das Frühstück vortrefflich schmecken ließ und nachdem er geendigt den Kellner herbeirief, um demselben, behaglich mit dem Zahnstocher im Munde herumarbeitend, gelassen zu erklären, diese Nacht sei ihm auf unerklärliche Weise seine Brieftasche mit mehreren hundert Nacionales in Baar abhanden gekommen, so daß er außer ınde sei, sein Quartier zu bezahlen. Irgend welche Sicherheit spätere Berichtigung seiner Schuld könne er auch nicht leisten, n sein ganzes Vermögen bestände jetzt nur mehr aus den Kleidern, er auf dem Leibe trüge. Das Ende dieser interessanten Ge- ıte habe ich leider nicht erfahren, doch war dieselbe die Ursache,

daß ich nicht besonders in Erstaunen gerieth, als ich des Nachmittags einen Bekannten besuchte und dieser mich einem seit etwa 4 Wochen im Lande weilenden Deutschen vorstellte, der von folgendem harten Schicksale betroffen worden war. Mein Bekannter hatte demselben ein Zimmer vermiethet und ihn auch an seinem Familientische partizipiren lassen. Diesen Morgen nun sollten Kost und Wohnung bezahlt werden, und da entdeckte der junge Mann zu seiner Ueberraschung, daß man ihm heimlich seinen Koffer geöffnet und aus demselben sein ganzes aus mehreren hundert Thalern bestehendes Vermögen geraubt hatte. Der Bedauernswerthe trug übrigens sein Schicksal mit einer Ruhe und Gelassenheit, wie sie nur großen Seelen eigen zu sein pflegen. Er lachte und scherzte und trank dazu von dem mir zu Ehren aufgetischten Weine nach Herzenslust, wobei er bemerkte, trotz seines Unglückes werde er doch nur von Jemand, der ihm warm empfohlen sei und in den er das vollste Vertrauen setze, eine Hülfe in Baar anzunehmen bereit sein, diese aber wolle er mit 12% pro Jahr zu verzinsen sich auf Handschlag verpflichten. Auf diese vorzügliche an mich adressirte Offerte ging ich damals lediglich aus dem Grunde nicht ein, weil ich bei mir dachte, ein junger Mann, der in wenigen Wochen bereits so viel südamerikanischen Witz sich angeeignet habe, werde es sicher auch ohne Hülfe noch weit genug bringen, und es sei vielleicht ein Hemmniß für ihn in seiner späteren Carrière, wenn er dieselbe, von vorn herein mit einer hoch zu verzinsenden Schuld beladen beginnen müßte.

Der Pump, welchen die Gastwirthe gewähren, erstreckt sich übrigens in der Regel nur auf volle Kost und Logis, einzelne Speisen und Getränke werden niemals creditirt, hierbei führt man vielmehr das Gebot der Baarzahlung mit voller Strenge durch. Und es ist ein großes Glück, daß dieses geschieht, denn sonst würde noch weit mehr getrunken werden, als bereits getrunken wird, und die Zahl der durch das Trinken heruntergekommenen Individuen würde eine noch weit größere sein. Auch in Deutschland werden ja stellenweise bedeutende Quantitäten geistiger Getränken consumirt, in erster Linie da, wo die Hauptpflanzstätten der Wiss schaften sich befinden, aber dieses Trinken in Deutschland hat t einen viel gemüthlicheren, ich möchte fast sagen idealeren Charal als in Buenos-Aires. Dort ist das Trinken in erster Linie Mi zum Zweck, die Wirthshäuser sind Orte, wo man gesellig zusamn

kommt und wo dann die genossenen Getränke dazu beitragen, den allgemeinen Frohsinn und die Gemüthlichkeit zu erhöhen, in Buenos-Aires dagegen ist dies ganz anders. Man trinkt in der Regel nur, um zu trinken, nimmt daher in einer fonda oder einem almacen in aller Eile und alle Augenblicke stehend ein Glas Wein oder Branntwein zu sich und bricht dann hastig auf, um kurze Zeit nachher in einem andern Schanklokale dasselbe Spiel in Bier zu beginnen. Auch in den dortigen deutschen Bierhallen, wo man nebenbei bemerkt für 8 Centavos (32 Centimes) ein halbes Liter recht guten dort gebrauten Bieres erhalten kann, wird niemals lange Halt gemacht. Trifft man selbst nachdem des Tages Lasten allenthalben getragen sind dort einige Bekannte und glaubt nun bei Bier und Tabak einmal ein gemüthliches Stündchen mit einander verbringen zu können, so wird diese Hoffnung jedesmal schnell zu Schanden gemacht. Einer nach dem andern erhebt sich nämlich und erklärt mit ernster Geschäftsmiene, noch einen sehr wichtigen Gang ausführen zu müssen, entfernt man sich aber schließlich gleichfalls, um vielleicht in einem andern Bierhause geselligere Menschen zu finden, so wird man zu seinem Erstaunen regelmäßig mit dem einen oder andern der so übermäßig beschäftigten Leute daselbst wieder zusammentreffen. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich dann auch hier, d. h. man schüttet rasch sein Bier herunter und bricht auf mit der Bemerkung, nunmehr sei eine noch wichtigere Angelegenheit als die vorige zu erledigen.

In dem ganzen Leben und Treiben in Buenos-Aires steckt eben eine ziemliche Dosis Heuchelei. Jeder renommirt mit seinem Verdienst und der fürchterlichen Arbeit, welche ihm auf dem Nacken liege und sucht nun diesen Prahlereien durch ad oculos demonstrirte Handlungen den entsprechenden Anstrich von Wahrhaftigkeit zu verleihen. Ich habe dergleichen Leute gekannt, die schließlich selbst glaubten, daß sie übermäßig beschäftigt seien, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeit, welche sie auf das „abbeißen“ von so und so viel Gläsern Spirituosen den Tag über verwenden mußten, n allerdings kaum so viel Zeit übrig ließ, um ihre nothwendigen eiten zu verrichten. Dem aus der alten Welt eben Herübergemenen imponirt eine solche Geschäftigkeit ganz außerordentlich, al die also mit Arbeit Ueberhäuften stets sehr ernst von ihrer igkeit reden und dabei das bekannte amerikanische Sprüchwort: t Geld“ alle Augenblicke in ihre Rede einfließen lassen.

Wenn Zeit wirklich Geld ist, so ist ebenso gewiß keine Zeit kein Geld, und ich bin allmählich zu der Ueberzeugung gelangt, daß das letztere nur zu oft vortrefflich auf diejenigen Herren in Buenos-Aires paßt, welche da in jedem Momente versichern, keine Zeit zu haben.

Wie in der Vorrede bereits bemerkt, beabsichtige ich keineswegs, eine wohlgegliederte und erschöpfende Beschreibung der sozialen Verhältnisse in Argentinien zu bringen. Mein Buch enthält lediglich Reiseskizzen, die ich mir hier und da, wie sie mir in den Sinn oder am gelegensten kamen, aus dem dortigen Leben nach meinen Erfahrungen herausgegriffen habe. Manches übergehe ich daher, so unter anderm das dortige Vereinsleben, die deutschen Turn-, Gesang- und Krankenvereine, den Verein zum Schutze germanischer Einwanderer ꝛc., alles recht lobenswerthe Institute, welche bei einer allgemeinen Betheiligung der dortigen Deutschen zur Kräftigung des deutschen Elementes daselbst sehr viel beitragen könnten. Aber eine ausführlichere Behandlung dieser Vereine wäre schwerlich im Stande, besonders relevante Momente zur richtigeren Erkenntniß des dortigen Lebens zu bringen. Im Turnvereine wird geturnt, getrunken, gesungen und geredet und im Gesangverein gesungen, getrunken und geredet, und während der Krankenverein seinen Mitgliedern gegen jährliche Beiträge in Krankheitsfällen freie Aufnahme im deutschen Hospital oder ärztliche Behandlung und Arzneien gewährt, hat der Verein zum Schutze germanischer Einwanderer es sich zur Aufgabe gestellt, den letzteren bei allen Verlegenheiten mit Rath und That unter die Arme zu greifen. Die beiden ersten Vereine sind in allem tout comme chez nous, und die Institutionen der letzteren hier auch nur auszugsweise wiederzugeben, fehlt es uns an Raum. Im Interesse unserer auswandernden Landsleute begnüge ich mich damit, speziell auf dieselben hinzuweisen, wobei ich nicht umhin kann, allen denjenigen, welche drüben irgend welche Belehrung wünschen, die Adresse des Herrn J. Alemann, Calle Corrientes 1154, zu empfehlen. Der biedere alte Herr. ein gründlicher Kenner argentinischer Verhältnisse, hat schon manch[e]n durch seine Erfahrung und seinen Rath vorwärts geholfen.

Galt das bis jetzt Gesagte fast ausschließlich von den Deutsche[n] in Buenos-Aires, so kann ich dieses Kapitel nicht schließen, oh[ne] der dortigen eingeborenen Bevölkerung noch einige Worte zu widme[n]. Ein Schriftsteller, der mehrere Werke über Argentinien publiz[irte]

hat, theilt die dortigen Säugethiere ein 1) in zweihändige, zu denen er die eingeborene Menschenrasse zählt, 2) in vierhändige, als welche die Affen genannt werden und 3) in Raubthiere, unter denen neben anderen Hirsche, Walfische, Hasen und Meerschweinchen figuriren. Obwohl nun jener Herr ein glühender Bewunderer Argentiniens ist, während ich mit kühler Ruhe über die dortigen Verhältnisse urtheile, muß ich doch gestehen, daß ich in vorliegendem Falle eine höhere Achtung von den Eingeborenen Argentiniens habe als der obige Schriftsteller. Mögen dieselben echte Indianer oder vollblütige Abkömmlinge der zuerst eingedrungenen Spanier sein oder mag in ihnen indisches Blut mit spanischem sich vermischt haben, ich zähle diese Leute niemals unter die Thiere, sondern sehe sie als echte vollgültige Menschen an, obwohl sie in ihrem Aeußeren und noch weit mehr in ihren Sitten und Gewohnheiten von den Germanen in charakteristischster Weise sich unterscheiden.

Von einer eingehenden Besprechung der argentinischen Sitten und Gewohnheiten sehe ich hier ab, im weiteren Verlaufe meiner Darstellung werde ich bei passender Gelegenheit noch öfters hierauf zurückkommen, so daß der geneigte Leser sich selbst ein ungefähres Bild von den Tugenden und Eigenschaften jenes Volkes wird entwerfen können. Dagegen dürfte eine kleine Betrachtung der äußeren Erscheinung der Argentiner und noch weit mehr der Argentinerinnen für manche nicht ohne Interesse sein und um so mehr einen Platz an dieser Stelle verdienen, als es hierbei gilt, gewissen optimistischen Vorurtheilen entgegenzutreten. Im allgemeinen ist der Argentiner ein Mensch von mittlerer Größe, durchgehends kleiner von Statur als der Deutsche, wohlgenährt und untersetzt und dabei von zartem Knochenbau, höchst selten einmal von schlankem und elastischem Wuchse. Kopf- und Barthaare sind dicht und schwarz, die Augen dunkel und glänzend, die Gesichtsfarbe ist gelbbraun, Füße und Hände sind ziemlich derb und die letzteren schimmern zuweilen in einem fettigen, graubraunen Glanze, der nicht immer reine Naturfarbe ist. Man trifft ganz hübsche Gesichter unter den Män-
ern, d. h. solche, deren Signalement in einem deutschen Passe
twa lauten würde: Stirn gewöhnlich, Nase gewöhnlich, Kinn ge-
öhnlich, Mund gewöhnlich und Backen und Ohren gewöhnlich
– das Prädikat gewöhnlich hier im Sinne von normal verstanden.
esonders interessante und geistreiche Physiognomien wird man
en unter ihnen finden, mir wenigstens ist noch keine derartige vor

Augen getreten. Nur zu häufig geschieht es freilich, daß der eben in Argentinien Angekommene durch das Fremdartige der Gesichter in seinem Urtheile sich beirren läßt, so daß er vor allem in jenen feucht schimmernden und glänzenden Augen die hervorbrechenden Geistesblitze zu erkennen glaubt. Aber zwischen einem glänzenden und einem geistvollen Auge existirt noch ein himmelweiter Unterschied, es gibt große und feuchte Augen genug, aus denen nicht der Verstand, sondern die Dummheit in intensiver Weise ihre Strahlen in die Welt sendet. Das letztere kann man von den Argentinern im Großen und Ganzen zwar nicht behaupten; wenn sie auch nicht durch besonderen Verstand unter den übrigen Nationen am La Plata hervorragen, so stehen sie doch ebensowenig hinter denselben, wenigstens den romanischen, in geistiger Hinsicht zurück, nur sind sie mitunter verschmitzter, raffinirter und dabei weniger wählerisch in der Wahl ihrer Mittel als andere Leute. Von großen spekulativen Unternehmungen eines Argentiners, die Muth und Scharfsinn erfordern, hat man noch verzweifelt wenig gehört, um so mehr dagegen von Bestechungen, Betrügereien und Unterschlagungen, welche dieser und jener Beamte sich zu Schulden kommen ließ, von großartigen Wein- und Lebensmittelverfälschungen, welche die Herren Kaufleute in's Werk setzten, von schamlosen Rechnungen, welche Advokaten und Aerzte ihren Klienten machten, und früher auch wohl von empörenden Ausbeutungsversuchen argentinischer Kolonie-Unternehmer gegenüber den Kolonisten. Neben einer gewissen natürlichen Schlauheit liegt in dem Auge des Argentiners eine ziemliche Dosis Sinnlichkeit enthalten, die denn auch in dem gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt eine wichtige und nicht immer besonders ehrenvolle Rolle spielt, obwohl ich gern zugebe, daß in dieser Hinsicht in Buenos-Aires ebensoviel oder auch noch mehr geklatscht, gelogen und verleumdet wird als in unsern europäischen Großstädten. Daß der Argentiner sehr verliebter Natur ist, läßt sich jedoch in keiner Weise bestreiten, und ganz besonders besitzt er eine außerordentliche Schwäche für die blonden Töchter Germaniens. Diesen Umstand weiß die große Anzahl von Hallunken sich zu Nutzen zu machen, welche ihren Lebensunterhalt und noch weit mehr damit verdienen, daß sie nach Deutschland und der Schweiz reisen, um brave Mädchen unter der Vorspiegelung, ihnen eine gute Stelle bei einer reichen Familie zu besorgen, nach Buenos-Aires zu locken und sie dort in verrufenen Häusern unterzubringen.

Man hat mir versichert, daß die jungen und alten Wüstlinge von Buenos-Aires ganz kolossale Summen bezahlen, um ein solches Opfer der niederträchtigsten Schurkerei in ihre Gewalt zu bekommen und daß zu diesem Zwecke häufig die empörendsten und strafbarsten Mittel angewendet würden. Vor noch nicht langer Zeit erließ der Schweizer Consul in Buenos-Aires eine Bekanntmachung in den Schweizer Zeitungen, worin er das Augenmerk der Behörden und des Publikums auf jene elenden Verführer richtete; dieselbe scheint aber wenig genutzt zu haben, denn nach wie vor wird dieses scheußliche Handwerk in ungenirtester Weise fortgesetzt, wenn auch ab und zu der eine oder andere jener Ehrenmänner in Europa der Gerechtigkeit in die Hände fällt. Der zu erzielende Gewinn ist eben ein so großer, daß man in der Aussicht auf denselben allen Eventualitäten frech die Stirne bietet.

Jene Vorliebe der Argentiner für die blonden und nicht immer schönen Germaninnen könnte um so auffallender erscheinen, als gemäß einigen neueren und älteren Werken über Argentinien die dortigen einheimischen Damen das reizendste sein sollen, was man sich überhaupt denken kann. Ausdrücke wie herrlich und wunderbar gewachsen, klassisch schöne und edle Gesichtszüge, entzückender Gang und königliche Haltung, reizende Füße und feenhafte Hände, rabenschwarze Sammtaugen mit seidenen Wimpern und dergleichen Exaltirtheilen mehr kommen bei der Beschreibung jener Damen alle Augenblicke vor, so daß man glauben sollte, gegenüber den Argentinerinnen dürften unsere deutschen Frauen, was äußere Schönheit anbelangt, sich überhaupt nicht sehen lassen. Aber wie alle diejenigen Autoren, welche die unbegrenzte Herausstreichung der Vorzüge Argentiniens sich zur Aufgabe gestellt haben, sehr häufig in die seltsamsten Ueberspanntheiten verfallen, so ist ihnen dieses Unglück auch in dem vorliegenden Falle wieder einmal widerfahren. Wenn zur äußeren Schönheit eines Weibes nichts weiter gehört als eine nicht auffallende Nase, ein regulär geformter Mund, ein Paar dunkle und glänzende Augen und durch keine Krankheit ent-
te Wangen, so sind die Argentinerinnen allerdings fast sämmt-
schön zu nennen, wenn aber ein unreiner und unklarer,
ch Puder und Schminke nur schlecht verdeckter Teint und eine
n sehr frühzeitig sich entwickelnde unnatürliche Körperfülle
st dem Fehlen von jedem ansprechenden Zug im Gesichte einer
vulgären Schönheit Eintrag zu thun im Stande sind, so

trifft das letztere bei den reizenden Argentinerinnen sehr häufig zu. Hierzu kommt denn noch, daß die dortigen Damen meistens an einem überreichen Haarwuchse leiden, der heimtückisch auch an solchen Stellen des Körpers sich bemerklich macht, wo man ihn bei den Europäerinnen nicht gern sieht. So zeigen z. B. die leicht gebräunten Aermchen, soweit sie unter den Aermeln sichtbar werden, nicht selten einen blauschwarzen von hervorsproßenden Haaren herrührenden Schimmer und ganz niedliche Schnurrbärte gehören zumal bei gesetzteren Damen zu den normalen Erscheinungen. Dieser Umstand verleiht ihnen zwar einen martialischen Anstrich, aber er macht das Herz des Jünglings nicht höher schlagen. Derselbe denkt bei diesem Anblicke an die Schiller'schen Verse, daß nur da zwei Herzen zu einem guten Klange sich zusammenfinden,

Wo das Spröde mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten.

Ein weiblicher Mund mit einem Schnurrbarte indessen hat weder etwas Zartes noch etwas Mildes an sich, sintemalen ein solcher dem Manne weit eher zum Biertrinken, Tabakrauchen und Fluchen, denn zum Flüstern zärtlicher Worte oder Eintauschen süßer Küsse geschaffen erscheinen muß.

Gesteht es nur offen, Ihr begeisterten Verehrer Argentiniens und seiner Bewohner, die Ihr dem glaubensseligen Publikum in der deutschen Heimath nicht genug zu erzählen wißt von der wunderbaren Schönheit der argentinischen Damen, daß dieselben mit unsern deutschen Frauen und Jungfrauen doch niemals sich messen können, weder an Vorzügen des Körpers noch viel weniger an solchen des Geistes und des Herzens! Euer Geschmack verirrt sich so wenig wie der irgend eines andern Deutschen zu diesen unvergleichlichen Geschöpfen, die Verehrung ihrer äußeren Eigenschaften hat wohl noch sehr selten einen Deutschen blind genug gemacht, um über ihren inneren Werth hinwegzusehen und, sofern das Geld nicht etwa seine Rolle dabei spielte, ihr die Hand zum Lebensbunde zu reichen. In dieser großen und unbestreitbaren Wahrheit aber scheint mir eine deutliche Hinweisung auf die Thatsache enthalten zu sein, daß es mit jener fabelhaften und bezaubernden Schönheit der argentinischen Damen nicht gar so weit her ist

Für ein trautes inniges Familienleben nach unsern Begriffe taugt die Argentinerin nun einmal nicht; es gibt keine unter diese

schwarzäugigen und schwarzhaarigen Damen, welche in der Sorge für das Hauswesen und die Kinder ihren Beruf erblickte. Dergleichen Dinge überläßt sie phlegmatisch den Dienstboten, während sie selbst ihre Lebensaufgabe darin findet, den ganzen Tag über bequem im Schaukelstuhle zu liegen und Romane zu lesen, zur Abwechslung ein bischen Klavier zu klimpern, Mate zu trinken, Süßigkeiten zu essen und Abends entweder in's Theater zu gehen oder Besuche zu empfangen. Ein Schriftsteller germanischer Rasse hat sich in seiner Bewunderung Argentiniens so weit verirrt, um jene Empfangsabende resp. abendlichen Zusammenkünfte überaus reizend zu finden, da hierbei die mannichfachsten und interessantesten Liebesintriguen angeknüpft würden, leider gibt es aber auch Leute, die ganz anders hierüber denken und in diesen zwanglosen Massenrendezvous nichts anderes erblicken denn ein Mittel, um nicht immer angemessene oder schickliche Vertraulichkeiten zwischen Personen beiderlei Geschlechtes zu ermöglichen. Die meisten Romane und Familientragödien, welche sich in der Hauptstadt zutragen, sind auf solche Empfangsabende zurückzuführen, wo man es zuweilen liebt, für die Zurückhaltung, welche man der Oeffentlichkeit gegenüber an den Tag legen muß, sich zu entschädigen.

Daß bei dem Dasein, welches sie führt, die Sennorita und noch mehr die Sennora sehr stark an Leibesfülle zunimmt, daß sie jene eigenthümliche Gesichtsfarbe erhält und schnell verblüht, ist sehr natürlich, nicht minder aber auch erklärlich, daß sie in hohem Grade nervös und launenhaft wird, Eigenschaften, welche besonders den armen Dienstboten resp. Sklavinnen gegenüber zum Ausbruche gelangen sollen. Was nämlich unseres Wissens noch in keiner jener begeisterten Schilderungen Argentiniens jemals erwähnt wurde, das dürfen wir hier nicht verschweigen, nämlich die Thatsache, daß es in der glorreichen und hochkultivirten argentinischen Republik zwar nicht dem Namen nach, wohl aber in der Wirklichkeit Sklaven gibt, und zwar verdanken dieselben folgenden Umständen ihr Loos. Ab und zu entsendet die Regierung eine Truppenabtheilung nach Patagonien oder dem Gran Chaco, sowohl um die Indianer zu üchtigen, als auch um den Truppen Gelegenheit zur Auszeichnung ı verschaffen. Das Resultat dieser Streifzüge ist stets dasselbe. rotz hartnäckigen Widerstandes werden die Wilden von den tapferen ıldaten in die Flucht geschlagen und dabei jedesmal viele von en, Männer, Weiber und Kinder zu Gefangenen gemacht. Im

Triumphe führt man dieselben nach Buenos-Aires, wo ein höchst grausames Schicksal ihrer wartet. Ohne jede Rücksicht auf irgendwelche Familienbande trennt man sie dort von einander, Männer und Weiber werden gefangen gehalten oder nach entfernten Gegenden transportirt, mit den Kindern dagegen macht die galante Republik den Damen hochstehender Persönlichkeiten Geschenke. Herzzerreißende Scenen ereignen sich, wenn die Kinder den sie leidenschaftlich liebenden Eltern weggerissen werden, aber wie kann dies dem Umstande gegenüber in Betracht kommen, daß die gelangweilte Portenna nunmehr ein niedliches Spielzeug erhält, mit dem sie machen kann, was sie will, und in welchem sie einen Ableiter für ihre ungnädige Laune besitzt! Das Kind wird de facto Eigenthum der angesehenen Dame, es hat Niemand zur Seite, der jener gegenüber seine Rechte vertreten könnte, wenn es aber einmal herangewachsen dies selbst versuchen wollte, würde ein solches Unternehmen einer armen Indianerin gegenüber ihrer weißen Herrin wahrscheinlich ein gar klägliches Resultat zu Tage fördern.

Diese Sklaverei, zu welcher trotz der Verfassung die Regierung noch fortwährend die Hand bietet, ist ein Schandfleck für die Republik, der mit der sonst so kräftig fortschreitenden Entwicklung des gesammten Staatswesens und der zunehmenden Cultur in Argentinien absolut nicht in Einklang zu bringen ist. Hoffen wir, daß auch hierin recht bald eine Wendung zum bessern sich vollziehe und verlassen wir jetzt die Stadt der guten Lüfte mit ihrem Reichthum und ihrer Armuth, ihrem Luxus und ihrer Verderbtheit und begeben wir uns hinaus in die freie Natur, in das Innere des Landes auf den Campo,

Wo die guten Menschen wohnen
Und die frommen Sitten sind.

Kapitel III.

Von Buenos-Aires nach Esperanza de Santa Fe.

Die Dampfer, welche von Buenos-Aires nach Rosario und Santa Fe gehen, treten ihre Fahrt entweder von der Boca, einem künstlichen und für größere Seeschiffe unzugänglichen Hafen am südöstlichen Ende der Stadt Buenos-Aires, oder von dem Städtchen San Fernando aus an. Letzteres erreicht man von der Stadt der guten Lüfte aus vermittelst der Nordbahn in etwa einer Stunde, eine Reise, die recht viel des Unterhaltenden bietet. Man kommt an zahlreichen kleinen Ortschaften und reizenden Villas, zwischen denen freilich auch elende Ranchos (Lehmhütten mit Strohdach) nicht fehlen, vorüber, allenthalben ist das Land cultivirt, mit Meis, Weizen u. dgl. bebaut oder auch in blühende Gärten verwandelt, ein reger Verkehr und emsige Thätigkeit zeigen sich, wo wir hinblicken, und ehe man sich dessen versieht, hält der Zug bereits in San Fernando. Dieser kleine, am Paraná gelegene Ort von etwa 3000 Einwohnern hat ein ungemein freundliches Aussehen, d. h. für südamerikanische Verhältnisse; die ihn durchschneidenden Kanäle mit den vielen auf ihnen sich bewegenden Schiffen und Kähnen verleihen dem Aeußeren des Städtchens einen jarakter, der an die Bauart holländischer Ortschaften erinnert. ier sich lange aufzuhalten und sich ein wenig umzusehen hat man der keine Zeit. Der Dampfer, welcher uns den Paraná hinauf gen soll, liegt vielleicht 100 Schritte von der Bahnstation ent- t an einer Landungsbrücke, und kaum sind die Passagiere aus

dem Zuge gestiegen, als ein markerschütterndes Signal der Dampfpfeife auf dem ersteren sie daran erinnert, daß sie ihre Schritte auf keine Abwege lenken dürfen, wenn sie noch mitkommen wollen. In stürmischer Hast eilen nunmehr die Ausgestiegenen, deren Zahl etwa 200 beträgt, der Landungsbrücke zu, alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich fortreißend und nach dem Dampfer hinschiebend. Kein Entrinnen gibt es mehr für denjenigen, welcher einmal in diesen rasenden Menschenknäuel hineingerieth; von allen Seiten wird er gestoßen, gedrückt und gepreßt, daß ihm der Schweiß aus den Poren hervorströmt und er erst einigermaßen wieder aufathmet, wenn er zu seinem Erstaunen plötzlich oben auf dem Verdecke des Dampfers sich erblickt und nunmehr in Gemüthsruhe auf das tolle Treiben zu seinen Füßen herabsehen kann. Die Paranádampfer, mit denen ich gefahren bin, waren mit Ausnahme der brasilianischen, die sich durch unglaublichen Schmutz, elende Kost und höhere Preise auszeichneten, ganz hübsch eingerichtet. Der Salon ist groß und fast elegant und die Schlafkabinen enthalten sehr gute Betten, was alles freilich nicht verhindert, daß bei der Kleinheit dieser Schiffe und der großen Zahl Menschen, die regelmäßig auf ihnen sich befinden, der Aufenthalt auf denselben sehr bald ein recht unbequemer und unangenehmer wird.

Die Pünktlichkeit ist eine Tugend, welche man in Argentinien nicht kennt, und so darf man sich denn nicht darüber wundern oder gar ärgern, wenn es auch den Paranádampfern nicht darauf ankommt, ohne jeden stichhaltigen Grund die Reise erst einige Stunden nach der planmäßig festgesetzten Zeit anzutreten. Eine solche Einrichtung hat freilich das Gute, daß dem Publikum, welches vorher wie wahnsinnig sich angestellt hatte, um auf das Schiff zu gelangen, Zeit gelassen wird sich zu verschnaufen, ehe die ernste und schmerzliche Abschiedsstunde herannaht. Endlich, endlich ertönt das unwiderruflich letzte Signal mit der Dampfpfeife, — das 18te oder 19te — die eherne Stimme des Kommandanten läßt sich vernehmen und während die Passagiere, die fast sämmtlich von je einem halben Dutzend Freunden an Bord waren begleitet worden, unter unzähligen Thränen, Küssen, Umarmungen und Händedrücken von den letztern Abschied nehmen, werden die das Schiff mit dem Ufer verbindenden Taue gelöst und ächzend und stöhnend beginnen die Räder das Wasser zu durchschaufeln. Stärker fließen in diesem Augenblicke die Thränen

der Reisenden und der am Ufer zurückgebliebenen Begleiter, eifriger werden von beiden Seiten Hüte und Tücher in der Luft geschwenkt und immer schneller eilt das Schifflein der Mitte des Stromes zu, bis die am Ufer Weinenden und Winkenden nur mehr undeutlich zu erkennen sind.

Wer zum ersten Male die Reise den Paraná hinauf machen will, dem rathe ich, dieselbe wenn irgendwie möglich von San Fernando aus anzutreten. Eine Fahrt von der Boca aus führt uns sofort mitten in das reiz- und poesielose Flußbett des La Plata, während der erste Theil der Reise von San Fernando aus mit zu den amüsantesten Touren gehört, die man im untern La Plata-Gebiete unternehmen kann. Oberhalb von San Fernando nämlich wird der Paraná durch Inseln in eine Anzahl kleiner Flüsse zerrissen, und durch einen dieser Flüsse oder vielmehr Bäche nun muß sich der Dampfer seinen Weg bahnen. Mitten durch einen Wald von üppig grünenden Trauerweiden wälzt sich dieser schmale aber sehr tiefe Fluß dahin, dessen schmutziggelbe Fluthen, aufgewühlt durch die Räder des Dampfers beständig über die Ufer herüberschlagen, um eine Masse von Erde, Sträuchern und faulendem Holze zu sich hinabzureißen, während der Fluß resp. Bach allmählich so schmal wird, daß er kaum mehr ein Weiterfahren zu gestatten scheint. Ein Ausbiegen gegenüber einem entgegenkommenden Schiffe wäre wenigstens eine Unmöglichkeit, denn bis auf eine Entfernung von 7 oder 8 Meilen nähern sich zuweilen die Ufer, zwischen denen der Dampfer sich förmlich durchwinden muß. Dabei beschreibt der Bach fortwährend kolossale Krümmungen, und um das Schiff über dieselben hinweg zu bringen, ist jedes Mal ein sehr zeitraubendes Manöver erforderlich. Erst stoppt nämlich die Maschine, und alsdann wird vom Vordertheile des Schiffes aus am Ufer ein Tau befestigt, an welchem die gesammte Schiffsmannschaft mit Unterstützung einiger Zwischendeckspassagiere so lange zieht, bis der Dampfer um die Ecke sich gedreht hat. Etwa ein dutzend Mal muß dieses Experiment während der Reise wiederholt werden, inzwischen aber wird die Waldung zu beiden Seiten mer üppiger und dichter, in imposanter Größe spannen die auerweiden ihre Aeste über das Flüßchen aus und bedecken es t einem fast undurchdringlichen Blätterdache, unter dem das iff sich langsam und mühsam vorwärts arbeitet, die überhänden Zweige mit dem Maste und dem Schornsteine weit vorwärts

biegend und sie dann mit großer Vehemenz wieder zurückschnellen lassend. Nach etwa anderthalbstündiger auf solche Weise zurückgelegter Fahrt beginnt der Fluß wieder breiter zu werden und mit einem Male sieht man in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung den majestätischen Strom, den Paraná vor sich liegen, dessen Mitte der Dampfer nunmehr zusteuert.

Von jetzt ab wird die Reise in hohem Grade uninteressant und langweilig. Anfangs imponirt wohl noch der Anblick des hier wohl 7—8000 Meter breiten Flusses, dessen gelbe Fluthen sich langsam und träge dahin wälzen, aber schon nach kurzer Zeit sucht das Auge einen andern Gegenstand, auf dem es mit Befriedigung ruhen könnte, und den findet es nirgends; denn ebenso einförmig wie die Wasser des Paraná sind seine Ufer, die in der Ferne poesielos sich dahinziehen, völlig flach, nur mit niedrigem Grase bewachsen, ohne Baum und Strauch, und nur hier und da durch die Anwesenheit eines elenden Rancho verrathend, daß jene endlosen Ebenen auch von Menschen bewohnt sind. Ueber dem Schiffe „blaut“ dazu, um mich der kühnen Ausdrucksweise von E. Werner zu bedienen, der fortwährend glühende Strahlen auf die Erdenbewohner herabsendende Himmel, der denn noch das Seinige dazu beiträgt, um die ganze Fahrt so ungemüthlich wie möglich zu machen. Ich kann mir an dieser Stelle die Bemerkung nicht versagen, wie lebhaft es zu bedauern ist, daß jenes schöne Werner'sche Wort von dem blauenden Himmel keine allgemeinere Nachahmung und speziell nicht auch auf sonstige Farbenbezeichnungen analoge Anwendung gefunden hat. Wenn ich sagen darf, über uns blaute der Himmel, so kann ich mit derselben Berechtigung hinzufügen, unter uns gelbte der Paraná, in der Ferne grauten die ungeheuren Ebenen von Santa Fe und Entre Rios, auf denen hie und da ein Ochse braunte oder ein Schäflein weißte, und während vor uns die Sonne blutig rothete, schwarzte hinter uns der riesige Schornstein gewaltige Wolken in die Lüfte. Niemand wird behaupten können, daß braunen und rothen unberechtigtere Zeitwörter seien als das wunderbare „blauen“, welches stellenweise sogar seinen Weg in unsere Tagespresse gefunden hat, als theilweiser Ersatz für die vielen Fremdwörter, welch mit einem Male aus unserer Sprache ausgemerzt werden solle Da nun aber auf den argentinischen Landschaften alle Farb vertreten zu sein pflegen außer etwa einem frischen, saftigen Grün

ſo entſtünde, wenn obige Zeitwörterbildung Allgemeingut würde, für alle diejenigen, welche die Reize der Natur am La Plata beſchreiben, eine große Erleichterung bei ihren Darſtellungen, mit wenigen Worten könnten ſie nach obiger Anleitung ein genaues Bild der von ihnen geſchilderten Gegend jedesmal dem Leſer vor Augen führen.

So monoton und poeſiearm eine Fahrt den Paraná hinauf während des Tages zu ſein pflegt, ebenſo anziehend und romantiſch wird dieſelbe während der Nacht. Beleuchtet von dem Monde und dem funkelnden Sternenhimmel bekommt dann die uns umgebende Scenerie ein ganz verändertes, ungemein impoſantes Anſehen; wie flüſſiges Silber erglänzend treiben die Waſſer des mächtigen Stromes dahin, während ernſt und majeſtätiſch die Ufer mit den nach Oſten und Weſten in's Grenzenloſe ſich verlierenden Ebenen an uns vorüber gleiten. Eine feierliche, erhabene Ruhe lagert über der geſammten Umgebung, kein Ton und kein Laut unterbricht die hehre Stille der Nacht als das Stampfen der Maſchine und zuweilen das Aufklatſchen eines aus dem Waſſer empor geſprungenen Fiſches. Hier und da leuchtet es hell auf in der Ferne, der Camp ſteht dort in Brand und wirft weithin blutrothe Reflexe über die Ebene und die ſpiegelglatte Oberfläche des Waſſers. Es iſt unmöglich, den Geſammteindruck einer ſolchen Fahrt mit Worten wiederzugeben; die gewaltige, in ſo großartiger Ausdehnung und unentweihter Ruhe von allen Seiten uns umgebende Natur übt einen Einfluß ganz eigener Art auf das Gemüth des Menſchen aus, man fühlt ſich wunderbar bewegt und ergriffen in dem ſich aufdrängenden Bewußtſein der eigenen Kleinheit gegenüber einer Unendlichkeit, die wir hier zu ahnen beginnen, und ſtundenlang kann man dort oben auf dem Verdecke ſitzen und ſinnend und träumend den Blick in die Ferne gerichtet halten.

Der Aufenthalt auf dem Decke während der Nacht wird übrigens auch noch aus einem andern Grunde ſehr geliebt, und dieſen Grund ſtellen die Mosquitos dar, ganz kleine und unſcheinbare ierchen, die aber trotzdem den größten Bramarbas und Eiſen- ſer elend in die Flucht zu jagen im Stande ſind. Gegen dieſe tswürdigen Blutſauger gibt es bis heute noch kein Schutzmittel, Herrn Apotheker Brandt Schweizer- und des Herrn Profeſſor ier Haarduft-Pillen ſoll man gegen ſie ebenſo vergeblich ange- det haben wie einen jener vortrefflichen und unbegreiflichen

Alpenkräuterbitter, die fast alle und jede Unannehmlichkeiten von dem Leibe des Menschen fernzuhalten im Stande sind. Kaum liegt man in seiner Koje und denkt nun sanft hinüberzuwandeln in das Reich der Träume, so fallen sie über den Unglücklichen her und peinigen ihn wie mit unzähligen Nadelstichen, die noch lange ein höchst empfindliches Jucken zurücklassen, so daß an ein Schlafen kaum zu denken ist. Bis 3 oder 4 Uhr Morgens, wo die Plagegeister endlich zu verschwinden pflegen, wälzt man sich ruhelos und wüthend auf seinem Lager hin und her, um nach kurzer Ruhe, müde und matt und mit einem Gefühle, als ob man Blei in den Gliedern hätte gegen 7 Uhr, wo zum Kaffee geklingelt wird sich wieder zu erheben. Ein wahrer Segen ist es noch, daß jene Thierchen fast nur auf dem Wasser oder in seiner nächsten Umgebung sich aufhalten, sonst würde den Kolonisten in Santa Fe und Entre Rios das Dasein sehr sauer gemacht werden. Merkwürdig bleibt es übrigens, daß es Menschen gibt, an welche sich niemals ein Mosquito heranwagt, wie man sagt, weil den Letzteren die Qualität des betreffenden Menschenblutes nicht behagt. Diese Thatsache wird noch interessanter, wenn ich des weiteren anführe, daß Leute wie z. B. die armen Italiener, deren Leib ein Eldorado für blutgieriges Ungeziefer aller Art bildet, sehr häufig von den Mosquitos ganz und gar gemieden werden, ein Beweis, wie sehr auch unter den Thieren die Geschmäcker verschieden sind.

Da ich nun einmal bei den Italienern angelangt bin und fast jeder der den Paraná hinauffahrenden Dampfer deren eine große Anzahl an Bord hat, so kann ich nicht umhin, jenen so massenweise als Auswanderer nach dem La Plata ziehenden Herrschaften hier einige Zeilen zu widmen. Die argentinische Republik wird von diesen Söhnen und Töchtern eines schöneren Südens bekanntlich in einem Maße überschwemmt, daß auf je 10 Einwanderer etwa 7 solcher von italienischer Nationalität kommen, Grund genug, um ihrer da, wo man von Argentinien spricht, niemals zu vergessen. In Deutschland, wo man für alles Fremdländische zu schwärmen pflegt, umgibt man den Italiener gewöhnlich mit einem gewissen romantischen Hauch. Ihn stellt man sich vor als einen Mann in malerischer Kleidung, mit blitzenden Augen und kühn geschnittenen Gesichtszügen, den Revolver im Gürtel und den Dolch im Gewande jeder Zoll ein Mann und jeder Mann mit dem Zeuge zu einem Rinaldo Rinaldini oder einem Garibaldi in sich, Sie dagegen den

man sich als eine herrliche, schlanke und doch kräftige Erscheinung von wunderbarer Schönheit mit klassisch geformten römischen Gesichtszügen, großen und dunkeln mandelförmig geschnittenen Augen, rabenschwarzen Ringellocken, entzückendem leichtgebräuntem Teint und wundervoll geformten Händen und Füßen, einem glänzenden Mieder um die formenvollendete Büste, einem kurzen Röckchen um die Hüften und dazu ein buntes Stück Tuch malerisch um den Kopf geschlungen — genau so, wie man dies bei den Abbildungen von Italienern und Italienerinnen regelmäßig sehen kann. Aber ach wie bald schwindet dieser Nimbus des Ungewöhnlichen und Romantischen von jenen Kindern eines ewig heitern Himmels, wenn man dieselben von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommt und nun Theorie und Wirklichkeit miteinander vergleicht! Das einzige, was von gedachter Theorie alsdann bestehen bleibt, sind die dunkeln und feurigen Augen, alles andere verwandelt sich so ziemlich in das genaue Gegentheil dessen, was man erwartet hatte. Statt der schlanken Gestalten erblickt man mittelgroße, grob gebaute Leute mit dicken Backenknochen und ausgedörrten eingefallenen Backen, die wie mit Leder überzogen sind, anstatt der kühn geschnittenen verwegenen Gesichter sieht man devote oder heimtückische Physiognomien vor sich, die jeden Augenblick bereit zu sein scheinen, den Vorübergehenden anzubetteln oder ihn von rückwärts anzufallen, die malerische Tracht besteht aus alten und geflickten, höchstens durch ihren Schmutz interessanten Lumpen und noch weit abkühlender als der Anblick der Männer wirkt derjenige des schönen Geschlechtes, jener von phantastischen oder überspannten Romandichtern mit so wunderbaren Reizen umhüllten Weiber. Ich bin nun allerdings nie in Italien gewesen und kann daher nicht sagen, ob dort etwa größere Schönheiten unter den Frauen anzutreffen sind, aber so viel darf ich dreist behaupten, daß unter den Italienerinnen in Argentinien oder Brasilien mir noch kein hübsches Gesicht begegnet ist. Eine abstoßende Härte liegt stets in ihren Zügen, die Knochen treten überall in unangenehmer Weise hervor, während um den ziemlich großen Mund ebenso wie uf der Stirn schon frühzeitig tiefe Falten sich zeigen. Dabei sind : von untermittelgroßer, magerer und knochiger Gestalt sowie mit ßerst stattlichem Fußwerke versehen und diese reizlose Erscheinung ckt nun in den unwahrscheinlichsten und malpropersten Kleidungscken. Die italienischen Schönen, welche mir in Südamerika

vorgekommen sind, konnten mir niemals auch nur die geringste Sympathie abgewinnen, am allerwenigsten wenn dieselben, wie dies in der Regel der Fall war, mindestens ein halbes Dutzend unerzogener Sprößlinge um sich hatten. Wenn sie es einmal so weit in ihrer ehelichen Laufbahn gebracht haben, dann werden diese Damen zu wahrhaft abstoßenden Gestalten, um so widerwärtiger, als sie fast einen gewissen Stolz darin setzen, jeden Vorübergehenden einen möglichst tiefen Blick in ihr ganzes schönes Familienleben werfen zu lassen. Hierauf näher einzugehen, speziell auf die urwüchsige Manier, in der sie für die gegenseitige Reinlichkeit und Befreiung von Ungeziefer sorgen, verbieten uns ästhetische Gründe. Nur soviel sei hier gesagt, daß diese Italiener, die in der Regel bettelarm drüben ankommen und dann das Land aussaugen, die unerquicklichste Gesellschaft sind, welche man sich denken kann und daß man unsere armen Landsleute bedauern muß, denen man zumuthet, neben derartig veranlagten Menschenskindern auf einer Kolonie ihr Dasein hinzubringen.

Was Propretät anbelangt, so sind die Romanen im allgemeinen überhaupt nicht sehr zu loben. Dies gilt nicht allein von den Italienern, sondern auch von den Portugiesen, Spaniern, Paraguayern ꝛc., selbst denjenigen aus den sog. besseren Ständen. Wer jemals eine Reise durch Argentinien, sei es in der Eisenbahn, der Diligencia oder auf einem Dampfer zurückgelegt hat, der weiß von bittern Erfahrungen in dieser Hinsicht zu erzählen. Man sollte doch z. B. glauben, daß man in der I. Kajüte eines Paranádampfers bei den hohen Fahrpreisen, welche bezahlt werden, nur mit anständigen und gesitteten Menschen zusammentreffen würde, aber leider ist das gerade Gegentheil hiervon meistens der Fall. Von dem Schmutze und dem Unrath, der auf dem Decke, in den Gängen und selbst im Salon eines solchen Dampfers schon wenige Stunden nach dem Morgenkaffee überall herumliegt, kann man sich bei uns so leicht keine richtige Vorstellung machen. Cigarren- und Cigarettenstummel werden hingeworfen, wo es jedem gerade paßt und ebenso wird es von den liebenswürdigen und frühreifen Kinderchen mit Orangen- und Bananenschalen oder sonstigen Speiseresten gehalten. Die Cigarrenasche streift natürlich kein Mensch in den auf dem Tische befindlichen Aschenbecher ab, das ekelhafteste jedoch ist das beständige Spucken auf den Boden, welches die dortigen Herren der Schöpfung in der Gewohnheit haben

Man sieht diesen Leuten so recht deutlich das Vollgefühl an, daß sie ihre Reise bezahlt haben und daher für die Dauer derselben als die Herren in den Schiffsräumen sich betrachten, die hier thun und lassen dürfen, was ihnen gut dünkt. Erst verwandeln sie den gemeinschaftlichen Aufenthaltsraum in eine Art von Stall und dann legen sie die Stiefel, mit denen sie in dem Schmutze herumgewatet sind, möglichst breit und ungenirt auf Stühle und Sophas, Cigaretten rauchend und die Asche selbstverständlich auf das Polster neben sich abstreifend. Andere freilich sind zartfühlend genug, um sich die Stiefel vorher auszuziehen, ein Manöver, welches zwar für die Sophas von Vortheil ist, für die übrigen Passagiere dagegen stellenweise auch seine schlimmen Schattenseiten hat.

Wie unbehaglich man in einem Salon sich fühlen muß, wo die Vorsicht wasserdichtes Schuhwerk zu tragen gebietet, das bedarf keiner nähern Auseinandersetzung, noch ungemüthlicher aber wird die Geschichte, sobald es zum Essen geht. Die Ungenirtheit dieser Leutchen tritt alsdann in wirklich herrlicher Weise zu Tage. Da habe ich z. B. gesehen, wie eine nicht mehr allzu jugendliche Sennorita mit dichtem und aufgelösten schwarzem Haar kurz vor Beginn der Mahlzeit an dem gedeckten Tische sich niederließ und wie sie darauf, als mit der Glocke das Zeichen zum Essen gegeben wurde, schnell auf ihrem Platze einigemal mit dem Kamm durch die üppigen pferdehaarähnlichen Strähnen fuhr, um sodann, immer noch vor dem gedeckten Tische sitzend das Haar sich zu flechten und zu einem Kranze um das Haupt zu winden. Dazwischen gingen denn mehrere Herren neben dem Tische auf und ab, und da sie offenbar Appetit verspürten, ergriffen sie ab und zu eine Gabel, langten sich eine Gurke oder Olive aus den gemeinschaftlichen Schüsseln heraus und führten dieselbe direkt in den Mund. Eine prächtige Zwanglosigkeit herrscht dann später beim Essen. Laut lachend und lebhaft gestikulirend unterhält man sich quer über die ganze Tischreihe herüber, sperrt den Mund möglichst weit auf, um sich in den Zähnen zu stochern, spuckt dazu dicht vor dem Teller und dem [illegible]h auf die Erde, reinigt sich zum Zeitvertreib die Nägel oder [illegible]spert sich, gähnt alsdann einige Male recht laut und vernehm[illegible] kurzum, man thut genau so, als ob man hier allein wäre [illegible] andere Leute in dem betreffenden Raum überhaupt nicht [illegible]rten. Sage man nicht, daß ich hier etwa übertreibe; wer [illegible]ht noch mehr als der Deutsche das Abstoßende in diesem

Benehmen der romanischen Tischgenossen herausfühlt, das sind die formenstrengen Engländer und ich habe oft bemerkt, wie dieselben mit deutlich erkennbarem Widerwillen die anwesenden Romanen mustern und wenn auch des Spanischen mächtig, fast niemals ein Wort mit denselben wechseln, während sie gegen die anwesenden Deutschen, obwohl zurückhaltend, so doch wenigstens höflich und nicht völlig unnahbar sind.

Bei derartigen sozialen Verhältnissen auf dem Schiffe wird einem in Verbindung mit der uninteressanten Gegend die nnr 36-stündige Fahrt von Buenos Aires nach Rosario recht lang. Man freut sich, wenn man von weitem diese Stadt erblickt oder vielmehr zu erblicken glaubt und zählt die Minuten, bis man an der Landungsbrücke anlegt, um den hier regelmäßig mehrere Stunden währenden Aufenthalt des Dampfers zu einem Besuche Rosarios zu benutzen. Das feste Land erhebt sich daselbst wohl 80—100 Fuß hoch steil und terrassenförmig über das Ufer des Paraná und oben auf der Höhe liegt die eigentliche Stadt, völlig versteckt für denjenigen, der auf dem Fluße sich befindet. Was man von Rosario vom Schiffe aus sehen kann, das sind die Landungsbrücken, über welche die Eisenbahngeleise führen, die Dampfkrahnen und Güterwagen, welche auf diesen Geleisen sich bewegen und eine lange Reihe vereinzelt dastehender Häuser auf dem tiefer gelegenen Theile des recht liederlich aussehenden Ufers. Um in die Stadt zu gelangen, muß man erst einen ziemlich steilen Berg hinaufklettern, befindet sich dann aber mitten in den belebteren Theilen derselben. Ich würde eine Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß der Anblick dieser vielgepriesenen Stadt, der wichtigsten in Argentinien nach Buenos Aires, einen besonders angenehmen oder imponirenden Eindruck auf mich gemacht hätte. Allerdings hat dieselbe in den letzten Jahren einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen, ihre Einwohnerzahl ist in 30 Jahren von 10 000 auf 50 000 gestiegen, der Handelsverkehr mit den innern Provinzen des Landes und auch der direkte mit Europa wird ein immer lebhafterer, so daß ich schon acht transatlantische Dampfer zu gleicher Zeit neben den vielen Seglern und den Flußdampfern an der Rhede von Rosario erblickt habe, aber das Innere der Stadt konnte mir nun einmal nicht gefallen. Sie ist ein Buenos Aires in zehnfach verkleinertem Maßstabe, mit denselben langweiligen kerzengraden und sich rechtwinklig durchschneidenden Straßen,

nur insofern von denjenigen in Buenos-Aires sich unterscheiden, als sie noch häufiger entweder gar nicht oder ganz erbärmlich gepflastert sind, mit denselben trübseligen einstöckigen Häusern und vergitterten Fenstern und mit nach demselben Muster, wenn auch in bescheideneren Grenzen angelegten öffentlichen Plätzen, um welche ringsherum eine bestaubte, keine Kühlung und keinen Schatten gewährende dürftige Allee mit möglichst blätterarmen Bäumen führt. Ab und zu begegnet man auch einem mehrstöckigen Hause, neben argentinischen Almacens und Fondas einer im europäischen Style eingerichteten Gastwirthschaft, im Uebrigen aber kann man ganz Rosario nach allen Richtungen durchstreifen ohne zu entdecken, daß eine Straße sich merklich von der andern unterscheidet. Zu sehen gibt es hier nichts, wenigstens am Tage, und an den Abenden soll die einzige Unterhaltung in dem dortigen Theater sich bieten. Rosario ist weder eine Weltstadt wie Buenos-Aires, in welcher der Fremde doch mancherlei Zerstreuungen für sein Geld sich verschaffen kann, noch auch eine Campstadt, in der man die Vorzüge eines Landaufenthaltes genießen könnte. Nur derjenige findet das dortige Leben vielleicht amüsant, welcher daselbst sein Geschäft und seinen Bekanntenkreis besitzt, den Durchreisenden dagegen ergreift sehr schnell ein unnennbares Sehnen, den Staub dieses monotonen Ortes von den Füßen zu schütteln, den Wanderstab zu ergreifen und seinen freudenlosen Weg weiter fortzusetzen. Ohne jede Spur von Wehmuth im Herzen sah ich jedesmal, so oft ich den Paraná hinauffuhr, die Dächer der am Ufer stehenden Häuser von Rosario am Horizonte verschwinden, um der nächsten größeren Station, der Stadt Santa Fe entgegenzueilen.

Die landschaftliche Umgebung bleibt während der Fahrt zwischen Rosario und Santa Fe stets dieselbe, wie sie bis dahin von Buenos-Aires aus gewesen war, d. h. über die Maßen nüchtern und reizlos. Man athmet förmlich auf, wenn man nach 18stündiger Reise endlich vor Santa Fe eintrifft, wo man seinen liebenswürdigen Reisegefährten Lebewohl sagen darf mit dem gleichzeitigen angenehmen ewußtsein, für die nächste Zeit wieder festen Boden unter den üßen und genügenden Raum zu freier Bewegung zu haben.

Auf den ersten Anblick hin nimmt sich die dicht am Ufer eines kaum)0 Meter breiten Nebenarmes des Paraná gelegene Stadt Santa recht nett und freundlich aus. Eine lange Reihe von Bäumen)t sich längs des mit einer gemauerten Böschung versehenen

Ufers dahin, hinter denen sich in derselben Richtung und Ordnung hellangestrichene Häuser erheben und diese Zusammenstellung verleiht im Vereine mit dem so friedlich dahinfließenden Wasser im Vordergrunde der Stadt ein wirklich idyllisches, so recht behagliches und gemüthliches Ansehen. Aber wie ganz anders wird dieses Bild, wenn man in das Innere der 15 000 Einwohner zählenden Hauptstadt der Provinz Santa Fe einzudringen sich unterfängt, dann bekommen die Illusionen, welche man sich vielleicht darüber gemacht hat, im Inneren Argentiniens einmal eine Stadt anzutreffen, die von ihren Schwestern hinsichtlich der Langweiligkeit und Schönheit auf's vortheilhafteste sich unterschiede, sofort einen so furchtbaren Stoß, daß sie elend zusammenbrechen. Denn um es kurz zu sagen, Santa Fe ist das ödeste und traurigste Nest, was auf dieser schönen Erde existiren mag, es bildet eigentlich eine vortrefflich gelungene Satyre auf den volltönenden Namen Provinzialhauptstadt. Vielleicht in ganz Deutschland wird man kaum ein Bauerndorf finden, welches einen so tristen und ungemüthlichen, ich möchte fast sagen verbummelten Eindruck machte wie diese Hauptstadt der blühendsten argentinischen Provinz. Gebaut ist Santa Fe natürlich wie alle Städte des spanischen Südamerika, alle Straßen sind schnurgerade und durchschneiden sich rechtwinklig, alle die recht unansehnlichen Häuser sind einstöckig und an den Fenstern mit Gittern versehen, zwischen denen man wie zwischen Gefängnißmauern dahinwandelt. Santa Fe wurde vor etwa 300 Jahren von den Spaniern angelegt und heute sieht die Stadt noch vielfach so aus, als gehöre sie vergangenen Jahrhunderten mit paradiesisch naiven und zwanglosen Einrichtungen an. Viele der Häuser mitten in der Stadt sind mit einer elenden Einfriedigung versehen, hinter welcher Pferde, Kühe, Schweine und Hühner sich herumtummeln oder vielmehr faul daliegen und von der Sonne sich bescheinen lassen, während gleichzeitig zerbrochene oder unbrauchbare Gegenstände aller Art, Schutt, Düngerhaufen ꝛc. in angenehmer Abwechslung und Reichhaltigkeit dem erstaunten Auge und der beleidigten Nase des vorübergehenden Fremden sich präsentiren. Leute, die keinen derartigen „Hof“ besitzen, werfen die Ueberreste von Speisen, Knochen, verdorbenes Fleisch und allen möglichen Unrath einfach auf die Straße, welche stellenweise einen ganz schauderhaften Anblick darbieten. Ein Pflaster scheint man in Sante Fe bis heute kaum dem Namen nach zu kennen, wenigstens kann der Fremde mit dem besten Willen keine Spur von einem

solchen daselbst entdecken und ebensowenig hat man dort jemals den Versuch gemacht, dem Boden in den Straßen eine festere Grundlage zu geben oder dafür Sorge zu tragen, daß bei Regenwetter das Wasser leicht abfließen kann. Der schwarze lockere Erdboden, auf welchem Santa Fe erbaut ist und welcher überall die Stelle des Pflasters vertritt, verwandelt sich bei trockenem Wetter in fußhohen Staub, in den man bei jedem Schritte bis über die Knöchel einsinkt, während ein daher galoppirendes Pferd genügt, um eine ganze Straße bis zur Höhe der Dächer in eine entsetzliche Wolke von diesem feinen Staube einzuhüllen, der in unangenehmster Weise in den Mund, die Ohren und die Augen eindringt und selbst auf ganz kurze Entfernung alles Sehen unmöglich macht. Nicht weniger interessant, wenn auch in einem ganz anderen Genre ist das Bild, welches Santa Fe bei Regenwetter darstellt. Dann fließt der Staub sehr rasch zu einem schwarzen Brei zusammen, der selbst die Trottoirs überfluthet und ruhig in den Straßen stehen bleibt, um erst dann zu verschwinden, wenn die glühend herniederbrennende Sonne das in ihm enthaltene Wasser zum Verdunsten gebracht hat. Bei Regenwetter ist Santa Fe absolut unpassirbar, wenigstens für Fußgänger; jeder Reiter und jedes Fuhrwerk spritzt dann nach allen Seiten eine solche Menge von Schlamm und Schmutz, daß der Vorübergehende über und über damit bedeckt wird. Auch für Fuhrwerke ist es nicht ungefährlich, über die mehrere Fuß tief durchweichten Straßen, die vollständig unter Wasser oder vielmehr Schlamm stehen, zu fahren. Wenigstens habe ich dort schon zugesehen, wie ein leicht gebauter Personenwagen, der wahrscheinlich mit der einen Seite auf eine festere Fläche und mit der anderen in den Schlamm gerieth, mitten in der Straße umkippte und seine beiden Insassen in die schwarze Fluth hineinschleuderte.

Mag es nun regnen oder nicht regnen, der Aufenthalt auf den Straßen von Santa Fe ist immer unangenehm und widerwärtig und diesem Umstande im Verein mit der tiefgewurzelten Faulheit der dort ansässigen altspanischen Rasse wird es zuzuschreiben sein, [illegible] man so selten einen Menschen auf der Straße erblickt. Ich bin Sommer eines Mittags fast eine ganze Stunde durch die Stadt gangen, ehe mir die erste lebende Seele vor Augen kam, nicht mal hinter den Fenstergittern zeigte sich, wie dies doch sonst in gentinien die Regel ist, irgend ein menschliches Antlitz. Man und trinkt hier den Tag über, schläft dann einige Stunden und

erledigt vielleicht schnell das eine oder andere Geschäft, um hierauf von neuem zu essen und zu schlafen. Von gesellschaftlichen Unterhaltungen, Theater, Concerten rc. weiß man hier fast nichts, man ist vollkommen glücklich und zufrieden, wenn man seine leiblichen Bedürfnisse befriedigen kann und kümmert sich im übrigen um die ganze Welt so wenig wie möglich. Zu verwundern ist es freilich nicht, daß bei einer derartigen Indolenz seiner Bevölkerung Santa Fe bis heute nur eine so geringe kommerzielle Bedeutung trotz seiner günstigen Lage erlangt hat. Die Einwohnerzahl hat sich in dem letzten Jahrzehnt durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle sowie durch den Zuzug von Fremden (darunter nur wenigen Deutschen) allerdings etwas vermehrt, hier und da sind in Folge des letzteren Umstandes auch einige ansehnlichere Wohnhäuser entstanden, aber Santa Fe hat sich auch nicht annährend in demselben Verhältnisse entwickelt wie fast alle andern Städte in Agentinien. Was speziell seine Wichtigkeit als Handels- und Verkehrsplatz anbelangt, so ist es von Rosario schon lange ganz gewaltig überflügelt worden, ja selbst das kleine Esperanza in der Nähe, welches vor 30 Jahren von germanischen Kolonisten gegründet wurde, spielt heute in produktiver und kommerzieller Hinsicht eine imponirendere Rolle als das seit 300 Jahren bestehende Santa Fe.

Wohl noch niemals hat Jemand den Augenblick bedauert, wo er der Stadt Santa Fe den Rücken wenden durfte, wohl aber sind alsdann schon in Manchem trübe Ahnungen wegen der Zukunft emporgestiegen. Wenn bereits die Hauptstadt ein so trostloses Bild von Schmutz und Liederlichkeit darbietet, wie wird es dann erst in den Kolonien aussehen! Das hat wohl Jeder einmal gedacht, der in der Absicht, Esperanza und seine Umgebung in Augenschein zu nehmen, die Reise nach Santa Fe angetreten hatte. Man macht sich abermals auf herbe Enttäuschungen gefaßt und ist daher um so angenehmer überrascht, wenn man später die Wirklichkeit vor sich sieht. Gegenwärtig kann man Esperanza von Santa Fe aus mit der Eisenbahn in etwa einer Stunde erreichen, früher fuhr man dorthin mit der Diligencia und das war zwar nicht bequemer oder billiger, aber doch weit romantischer, abgesehen davon, daß man ein viel genaueres Bild von der Gegend sich verschaffen konnte. Zu einer solchen Reise hatte man damals vier bis fünf Stunden nöthig, welche von den vier Pferden, die vor das große und unbehülfliche Fuhrwerk gespannt waren, in fortwährendem Galopp mit nur

sehr kurzen Ruhepausen zurückgelegt wurden, ein Vergnügen, welches man gegen nöthige Zahlung sich übrigens auch heutigen Tages noch leisten kann. Anfangs ist diese Fahrt ziemlich uninteressant, alles ringsumher ist eben und kahl, bald aber verändert sich die Scenerie und einzelnes dünnes Buschwerk taucht neben dem Wege auf, das immer häufiger und kräftiger wird, je weiter man von Santa Fe sich entfernt. Vereinzelt zeigen sich zwischen diesem Gestrüpp auch große und schattige Bäume, darunter insbesondere der prächtige Ombu, nach etwa dreistündiger Reise indessen fährt man bis dicht vor Esperanza durch eine ununterbrochene Allee von stattlichen Bäumen dahin. Immer deutlicher merkt man, daß man der Niederlassung von fleißigen und arbeitsamen Menschen sich nähert, zahlreiche schwerbeladene Wagen kommen die Straße einher, Reiter und Reiterinnen von jedem Alter jagen im Galopp an uns vorüber und anmuthig versteckt zwischen dem Grün der Bäume zeigen sich hier und da kleine und große Häuser, Wohnungen von Kolonisten, vor deren Thüren beim Heranrasseln der Diligencia zuweilen dutzende von frischen Kindergesichtern sich blicken lassen, während eine Meute großer und rauhhaariger Hunde es sich niemals nehmen läßt, mit lautem Gebell unserm Fuhrwerke eine Strecke weit nachzujagen. So geht es etwa eine Stunde lang fort durch die Allee, die an beiden Seiten allmählich zu einem ganz stattlichen Walde sich verdichtet hat, dann öffnet sich plötzlich der letztere und vor uns liegt die Kolonie Esperanza. Ein herrlicher Anblick! So weit das Auge reicht, sieht man nichts als wogende, goldgelbe Weizenfelder, auf denen die Halme sich biegen unter der Last der Aehren, während ganz hinten in der Ferne die Kirchthürme und Dächer der größeren Gebäude des Städtchens Esperanza mitten aus den Weizenfeldern emporzuragen scheinen. Wohl eine halbe Stunde fährt man zwischen den letzteren dahin, immer näher rückt uns das Städtchen und bald sehen wir zur Rechten wie zur Linken eine ununterbrochene Häuserreihe sich erheben: wir sind am Ziele unserer Reise, in Esperanza.

Selten wird Jemand, der in Südamerika sich bereits etwas umgesehen hatte, nach Esperanza gekommen sein, ohne recht angenehme Eindrücke von diesem Orte in sich aufzunehmen. Gleicht r auch in der Bauart allen übrigen argentinischen Campstädten, o fällt doch gegenüber Santa Fe und selbst Rosario sofort der Umtand in's Auge, daß die sich rechtwinklig durchschneidenden, sehr breiten d theilweise ziemlich sauberen Straßen meistens in ordentlichem

Zustande gehalten werden, sowie daß die Häuser hier und da mit ganz hübschen Gärten umgeben sind und ein freundliches, gefälliges Aussehen haben. Eine Plaza und zwar eine recht große nebst den obligatorischen Bäumchen fehlt natürlich auch in Esperanza nicht, und rings um diese Plaza reiht sich außer einem für die dortigen Verhältnisse wahrhaft großartigen Gebäude für die Post und die Municipalität eine ganze Anzahl sehr solider Wohn-, Gast- und Wirthshäuser mit stellenweise sogar eleganter innerer Einrichtung und mehreren guten Billards. An sonstigen erwähnenswerthen Dingen besitzt Esperanza eine katholische und eine protestantische Kirche, verschiedene große Dampfmühlen, Brauereien, Branntweinbrennereien, ganz bedeutende Gerbereien 2c. 2c. Ferner erscheint daselbst auch eine deutsche Zeitung, der „Argentinische Bote“, über welche sich jedoch nicht viel sagen läßt, außer etwa, daß ihr Redaktionslokal inmitten eines schönen Kohlgartens gelegen ist.

Es ließe sich in Esperanza ganz angenehm leben, wenn dasselbe nicht einen empfindlichen Uebelstand besäße, nämlich einen unglaublichen Reichthum an Mücken und Flöhen. Diese Thierchen machen einem dort wirklich das Leben leid, die ersteren noch mehr wie die letzteren, welche nur in einzelnen Gebäulichkeiten auftreten und durch eine streng durchgeführte Reinlichkeit sich erwiesenermaßen sicher entfernen lassen. Die Fliegen dagegen bilden eine wirkliche Landplage. Ueberall treten sie einem in den Weg, in den Straßen und auf den Plätzen, im Freien und in den Wohnräumen, ganz besonders aber in den Wirthshäusern, wo die mannichfaltigen Ueberreste von Speisen und Getränken ihnen die ausgewähltesten Leckerbissen liefern. Förmliche Wolken von diesen Thierchen kann man dort zuweilen beobachten, welche das Büffet, die Tische, Teller und Gläser überschwemmen und den blinkendsten Teller oder das hellste Glas in Zeit von wenigen Sekunden über und über mit schwarzen Pünktchen besät erscheinen lassen. Während man ißt fallen sie mit bewunderungswürdiger Unverschämtheit über die Speisen und Eßgeräthschaften her und umschwärmen dann zur Abwechslung mit lautem Summen die Ohren und die Nase des Essenden, um sich schließlich dort ein wenig niederlassen und dabei ein recht unbequemes Jucken zu verursachen. Das Fortscheuchen dieser kleinen Bestien mit der Hand hilft nicht das geringste, immer wieder kehren sie zurück, um ebensowohl den Appetit des Gastes herunterzudrücken wie seinen Aerger zu erhöhen. So hat alles auf der Erde

seine Schattenseiten, selbst die hübsche Stadt Esperanza, wo man sich im übrigen so wohl und behaglich zu fühlen scheint. Wenigstens sehen die Menschen dort gesund und wohlgenährt aus, sie essen besonders viel Rind- und Schaffleisch in der Gestalt von puchero und asado, trinken dazu tüchtig Bier und Schnaps und gehen am Abende entweder in die Wirthshäuser oder setzen sich in Hemdsärmeln und Pantoffeln vor die Thüre ihres Hauses, um Mate zu schlürfen und galletas zu knabbern. Der Mate, jenes wunderbare, aus den getrockneten und zu Pulver geriebenen Blättern einer in Paraguay und Brasilien wachsenden Staude hergestellte Getränke, ist besonders auf dem argentinischen Camp stark verbreitet und fehlt natürlich auch in Esperanza nicht. Die Zubereitung des Mate geschieht folgendermaßen. Man schüttet das Theepulver in ein kleines und rundes hölzernes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber, ein Experiment, welches mit ein und demselben Satze zwölf bis zwanzig Mal wiederholt wird. Vermittelst einer kleinen meist silbernen Röhre schlürft man nunmehr die grünliche, vorher stark verzuckerte Brühe so heiß wie möglich herunter. Die Arbeiter auf dem Felde indessen vereinfachen sich in der Regel die Zubereitung und den Genuß ihres Mate. Sie kochen nämlich Matepulver und Wasser zusammen in einem Kessel und gießen dieses Getränke in einen Teller, in welchen eine Anzahl galletas eingebrockt wird, die mit einem Male mächtig in meergrüner Färbung aufschwellen und sodann werden galletas und Mate mittelst eines Löffels in den Mund gebracht.

Es gibt Leute und darunter viele Deutsche in Argentinien, die da behaupten, sie schwärmten für Mate, wie man denn überhaupt überall im Auslande Landsleute antreffen kann, welche alles und jedes in ihrer neuen Heimath schön und vortrefflich finden und ihre Lage gegenüber derjenigen der Deutschen in dem alten Vaterlande auf jede Weise herausstreichen. Ich für meine Person kann jedoch nicht umhin zu gestehen, daß ich jenem südamerikanischen Nationalgetränke niemals Geschmack abgewinnen konnte. Es schmeckt eigent-
h nach nichts als nach Zucker und heißem Wasser, ein Aroma wie
den chinesischen Thees wird man bei dem Mate vergeblich heraus-
inden suchen. Wenn man Jemand die Augen verbände und ihm
n zwei Gefäße zum probiren übergäbe, das eine gefüllt mit heißem
kerwasser und das andere mit heißem Mate, so würde derselbe
meiner Ansicht niemals mit Sicherheit sagen können, in welchem

von beiden der Mate und in welchem das Zuckerwasser enthalten wäre. Im Winter soll der Mate erwärmend, im Sommer dagegen kühlend wirken, dabei vorzügliche Dienste gegen alle Fieber leisten und die Nerven vortheilhaft anregen. In dem ersten Theile dieser Behauptung mag ein Körnlein Wahrheit enthalten sein, ebenso in dem dritten, daß dagegen die glühend heiß getrunkene Brühe kühlend wirken soll, bezweifle ich sehr und was schließlich die gerühmte Anregung der Nerven anbelangt, so habe ich Erfahrungen gemacht, wonach der Mate weniger anregend als vielmehr und zumal durch das Uebermaß, in welchem er genossen wird, in hohem Grade aufregend wirkt. Einen Herrn, der Abends seine zwei Dutzend Töpfchen Mate zu sich zu nehmen pflegte und dabei beständig über Schlaflosigkeit klagte, habe ich einfach dadurch kurirt, daß er meinen Rath, das Matetrinken aufzugeben und statt dessen vor dem Schlafengehen einige Flaschen Bier seinem Innern einzuverleiben, getreulich befolgte. Auch ist es mir sehr aufgefallen, daß gerade diejenigen Leute, welche den Mate am eifrigsten rühmen, ihn am seltensten trinken. „Den Mate müssen Sie einmal probiren“, heißt es gewöhnlich unter Anwendung der immer mehr in Argentinien üblich werdenden ungezogenen Anrede mit Mann statt mit Herr, „so was kennt man nicht in Europa, Mann, das ist etwas ganz Vorzügliches,“ ein Rath, der meistens bei Bier, Wein oder Branntwein ertheilt wird und daher auch jene begeisterten Schilderungen von den herrlichen Eigenschaften des Mate einigermaßen erklärlich macht. Bei den deutschen Bewohnern von Esperanza spielt auch der Mate gegenüber den sonstigen Getränken in der That eine höchst unbedeutende Rolle, diejenigen Leute, welche man an den Abenden vor der Hausthüre mit Matetrinken beschäftigt sieht, kann man mit unfehlbarer Sicherheit sofort für Spanier, Argentiner oder Italiener erklären. Den Deutschen trifft man um diese Zeit im Wirthshause, wie denn überhaupt das Wirthshausleben, wie es der Deutsche nun einmal liebt, auch in Esperanza Wurzel gefaßt und zur herrlichen Blüthe sich entwickelt hat. Es gibt dort verschiedene deutsche Wirthschaften, die nicht allein an den Abenden mit mehr oder weniger gemüthlichen Germanen dicht besetzt sind. Da werden merkwürdige Geschichten erzählt, nicht immer zartfühlende Späße gemacht, es wird über Politik und den Nächsten gesprochen, gesungen, gelacht und geschimpft und dabei fließen Bier und Branntwein in solchen Quantitäten, daß man sich fragt, woher diese einfachen Menschen, di

doch auch hier in dem gelobten Lande mit der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seines jungfräulichen Bodens tüchtig für ihren Lebensunterhalt arbeiten müssen, die Zeit und das Geld hernehmen, welche solche Zechereien erfordern. An sonstigen Veranlassungen zum Trinken, wie sie durch die verschiedensten Vereine in der Gestalt von Tanzkränzchen, Vereinsabenden, Ausflügen 2c. geboten werden, fehlt es dort ebenfalls nicht, man amüsirt sich dabei vortrefflich, gibt viel Geld aus, sagt sich auch wohl gelegentlich Wahrheiten oder prügelt sich ein bischen und kommt am andern Tage in einer Kneipe kreuzfidel wieder zusammen, um dabei unter der Hand über die schlechten Zeiten, den Rückgang des Verdienstes und die Knappheit des Geldes bitter zu klagen.

Man wird aus dem Vorstehenden unschwer ersehen, daß in Esperanza stellenweise Zustände herrschen, welche mit unsern heimathlichen die allergrößte Aehnlichkeit besitzen, und soweit darf man allerdings behaupten, daß unsere heimischen Sitten und Gewohnheiten sich in Esperanza wohl erhalten haben. In allem übrigen dagegen läßt sich mit dem besten Willen nicht mehr verkennen, daß das dortige germanische Element seinen einheitlichen und eigenartigen Charakter immer mehr verliert, daß es mit andern Worten immer mehr dem romanischen sich assimilirt oder auch von demselben unter- oder erdrückt wird. Genaue Daten darüber, wie sich quantitativ das Verhältniß zwischen den dortigen Germanen und Romanen stellt, fehlen mir, jedenfalls ist das nicht zweifelhaft, daß in dieser Beziehung die letzteren den erstereren bereits beträchtlich überlegen sind. Ursprünglich war Esperanza eine rein deutsche resp. schweizerische Kolonie, Deutsche und Schweizer haben den Grundstein zu dem heutigen Wohlstande der ganzen Umgebung gelegt, aber in demselben Maße, wie Esperanza sich entwickelte, zogen Spanier und Italiener sich dorthin, um daselbst Geschäfte zu betreiben und schließlich einen präponderirenden Einfluß auf das gesammte Leben zu gewinnen. Hiermit aber war das Schicksal von Esperanza besiegelt. Wer heute Esperanza für eine deutsche Niederlassung erklärt, befindet sich in einem verhängnißvollen Irrthum. Man hört daselbst unverhältnißmäßig mehr spanisch als deutsch, die Kinder von deutschen Ansiedlern lernen eher das Spanische als ihre Muttersprache und in seinem ganzen Benehmen, in seiner Ausdrucksweise, seiner Kleidung 2c. scheint der Deutsche eifrigst bestrebt zu sein, den edeln Romanen nach-

zuäffen, eine Erscheinung, die man übrigens nicht allein am La Plata beobachten kann. Eine völlige Verschmelzung des germanischen Elementes in Esperanza mit dem romanischen kann nur noch eine Frage der Zeit sein, um so mehr als die Regierung einer solchen sich vollziehenden Verschmelzung bekanntermaßen sehr sympathisch gegenübersteht und ihr offen und versteckt allen möglichen Vorschub leistet. Daß in demselben Maße, wie jene Assimilirung voranschreitet, bei allen übrigen Deutschen das Interesse für ihre dortigen Landsleute erlahmt, ist sehr erklärlich. Je mehr die letzteren in ihrem Wesen den Romanen sich nähern, desto weniger fühlen die ersteren sich verwandt mit ihnen und desto gleichgültiger werden sie, soweit dies mitunter überhaupt möglich ist, gegenüber ihrem Schicksale.

Um Esperanza als Mittelpunkt reiht sich eine ganze Menge von Kolonien, auf denen Ackerbau und etwas Viehzucht getrieben wird und wo sich das deutsche Element, wenn auch nicht völlig intakt, so doch vielfach unverfälschter und kräftiger erhalten hat als in der Stadt Esperanza selbst. Eine solche Kolonie besteht ihrem äußern Ansehen nach aus einem großen Areal, auf dem so und so viele vereinzelte und ziemlich weit, oft eine halbe Wegestunde von einander entfernt liegende Bauernhäuser, bald einfache Lehmhütten, bald massive Gebäude aus Backsteinen, sich befinden. Ein Theil des Bodens ist bepflanzt mit Weizen, Mais, Leinsamen, Gerste, Kartoffeln &c. und ein Theil dient zur Viehzucht. Hier und da stehen auch wohl mehrere Häuser nebeneinander und dort trifft man in der Regel einen Almacen und eine Fonda oder auch eine Kirche nebst Schule, im übrigen aber sehen sich diese Ackerbaukolonien alle außerordentlich ähnlich und bieten im einzelnen kaum irgendwelche Besonderheiten dar. Der überall gleichförmig flache und ebene Camp ist äußerst arm an Abwechslung und wenn ich dem Obigen noch hinzufüge, daß dieses flache Land in quadratförmige Conzessionen von meist 33 Hektaren eingetheilt ist, die mitunter von einem Drahtzaun umschlossen sind, daß hier und da auch ein Wäldchen oder eine Allee angelegt ist und daß meistens recht gute Wege durch die Kolonien führen, so wäre alles, was ich über deren Aeußeres zu sagen wüßte, ziemlich erschöpft. Auch könnte ich nicht behaupten, daß etwa das Leben der Kolonisten sich mehr zu einer eingehenden Beschreibung eignete und eher im Stande wäre, das Interesse des Lesers zu fesseln. Diese Leu-

suchen ihre Unterhaltung hauptsächlich in der Arbeit selbst, während der Zuschauer dieselbe in der Regel höchst langweilig und poesielos findet. Es hat zwar auch schon Käuze gegeben, welche in begeisterten und dichterisch angehauchten Worten das fröhliche und glückliche Treiben der Arbeiter auf dem Lande schilderten, welche z. B. die Weinlesen am Rhein, wo die armen Menschen oft in bitterer Kälte, im Schnee und Regen mit halberfrorenen Gliedern den ganzen Tag über auf den steilen Bergen herumklettern und sich elend abplagen müssen, als ein wahres Freuden- und Jubelfest für dieselben, bei dem nichts als gescherzt, gelacht und allerhand Muthwillen getrieben würde, darzustellen versuchten, aber um solche Ueberspanntheiten an dieser Stelle nachzuahmen, dazu fehlt mir „das tiefere seelische Empfinden". Wenn ich hier noch erwähne, daß auf den Kolonien der Maschinenarbeit überall die Hauptrolle zugetheilt ist, daß allgemein das Bestreben vorherrscht, die Landwirthschaft immer mehr wie in Nordamerika en gros zu betreiben, und daß das Vieh nicht in Ställen untergebracht wird, sondern Tag und Nacht unter freiem Himmel kampirt und dort sein Futter sich selbst suchen muß, so habe ich nach meiner Meinung den dortigen Ackerbaukolonien genügende Worte gewidmet, um dem Leser eine ungefähre Vorstellung von denselben zu verschaffen. Abgesehen davon, daß man dort ebensowenig eine künstliche Düngung wie eine Stallfütterung kennt, ackert, sät und erntet man daselbst im übrigen auch nicht anders wie bei uns. Viehzucht im großen Style treiben die Kolonisten natürlich nicht, dafür ist ihr Besitzthum zu klein und der Grund und Boden auch zu theuer. Man begnügt sich in der Regel damit, soviel Vieh zu halten, als man zum Betriebe der Ackerwirthschaft bedarf und richtet sein Hauptaugenmerk auf die letztere. Diese trägt dem strebsamen und fleißigen Landmanne immer noch einen schönen Verdienst ein, mehr als er zum Leben nöthig hat, wenn auch die Zeiten, wo Jemand, der ohne alle Mittel anfing, binnen kurzem sich so weit heraufarbeiten konnte, daß er eine oder mehrere Conzessionen sein freies Eigenthum nennen durfte und zu noch über eine hübsche Summe baren Geldes verfügte, wohl r immer vorbei sind.

Je mehr nämlich die Einwanderung von Ackerbauern in der rovinz Santa Fe zunahm, desto höher mußte auch das Land im reise steigen, je größere Flächen Bodens aber mit Weizen, den an bis dahin aus Nordamerika importirt hatte und auf dessen

Cultur man sich nun fast ausschließlich verlegte, bepflanzt wurden, desto tiefer mußte derselbe im Werthe fallen. So ist z. B. im Jahre 1886 der Weizen aus den dortigen Kolonien schon zu 5 Pesos m/n (etwa 16 Mark) pro Fanega à 112½ Kilo verkauft worden, mithin in wenigen Jahren um die Hälfte des ursprünglichen Preises gesunken, während gleichzeitig die Ländereien in der Nähe von Santa Fe und Esperanza ganz enorm im Werthe gestiegen sind. Wo man früher z. B. eine Conzession von 33 Hektaren zu 4—600 Mark kaufen konnte, da werden deren heute 4—6000 gefordert, wobei denn noch hinzutritt, daß das Creditiren von Land, Vieh, Sämereien, Lebensmitteln u. dgl. an unbemittelte Einwanderer fast gänzlich aufgehört hat. Wer daher gegenwärtig in der Provinz Santa Fe als selbstständiger Ackerbauer sich niederlassen will, der muß stets über ein gewisses Kapital verfügen, mit dem er an andern Orten in Argentinien weit größere Chancen zu schnellem Vorwärtskommen hätte. Solche Verhältnisse sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer kräftigen europäischen Einwanderung, dieselbe bringt Cultur und Wohlstand in die bis dahin menschenarmen und halbwilden Gegenden, aber sie führt auch die unvermeidlichen Uebel einer jeden fortschreitenden und sich entwickelnden Civilisation mit sich, nämlich einen heftigeren Kampf um das Dasein, eine erhöhte Conkurrenz in allen Arbeiten und Geschäften und eine größere Schwierigkeit für den Einzelnen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und sich emporzuarbeiten. Es werden wahrscheinlich keine 10 Jahre mehr vergehen, und die Provinz Santa Fe kommt als Ansiedlungspunkt für den mittellosen einwandernden Ackerbauer germanischer Rasse überhaupt nicht mehr in Betracht, wozu vor allem die Ueberschwemmung dieser Provinz mit Italienern, „jenen nomadisirenden Raubbauern par excellence“, das Ihrige beiträgt. Im Norden ist allerdings noch genügend Land zu haben, aber dort wird es bereits zu heiß für den Deutschen, da schon in Esperanza im Sommer fast unerträglich heiße Tage, bis zu 32 und 33° Reaumur, einzutreten pflegen, und nach dem Norden auch die Italiener sich mit Vorliebe wenden. Nach dem Süden zu aber wird Tag für Tag ein Stück Land nach dem andern von dem Träger der Cultur in Argentinien, dem Pfluge, in Besitz genommen, dort wird bald alles Land parzellirt sein und in festen Händen sich befinden. Jeden Widerstand gegen diesen unaufhaltsamen Fortschritt besiegt die Macht des Geldes, welches der fleißig

Ackerbauer dem bequemen, mit heimlichem Zorne auf die fremden Eindringlinge herabsehenden argentinischen Landbarone für sein Eigenthum zu bieten vermag.

Um zu veranschaulichen, welche kolossalen Eroberungen im Zeitraume von 30 Jahren der Ackerbau gegenüber der Viehzucht gemacht hat, mögen folgende Angaben hier Platz finden. Als im Jahre 1856 mit der Ansiedlung germanischer Kolonisten in der Provinz Santa Fe der Versuch gemacht wurde, diente noch alles Land als Viehweide, nur ausnahmsweise hatten einzelne Gutsbesitzer es unternommen, etwas Weizen und Mais für den eigenen Bedarf zu ziehen. „Heute bestehen in der Provinz 98 Kolonien auf einem Flächenraume von 748 585 Quadrat-Cuadras, davon sind 251 600 Cuadras oder 410 291 Hektar cultivirt, und zwar mit Weizen bepflanzt 158 800 Cuadras, mit Lein 45 300 Cuadras und mit Mais, Mani, Luzerne 2c. 47 500 Cuadras. Der Werth der Weizen- und Leinernte wurde pro 1885 nach einer amtlichen Statistik auf 7 087 800 Pesos m/n Gold oder auf 35 439 000 Franken veranschlagt. Die Provinz Santa Fe bildet gegenwärtig die argentinische Weizenregion. Das ist der Gegensatz von 1856 und 1886."

Ein schlagenderes Argument für die hohe Bedeutung, welche der Ackerbau für die Provinz Santa Fe und mithin auch für die argentinische Republik hat, für die Fortschritte, welche er daselbst macht und also auch dafür, wie vortrefflich das Land, soweit es unter der gemäßigten Zone liegt und nicht zufällig unter ungünstigen Boden- oder Verkehrsverhältnissen leidet, für die Produktion europäischer Getreidearten sich eignet, dürfte schwerlich zu erbringen sein. Diese nackten, trockenen Zahlen beweisen unwiderstehlich, selbst gegenüber denjenigen, welche da in Brasilien allein ein Heil für den deutschen Auswanderer erblicken.

Kapitel IV.

Das Etablissement Kemmerich in Santa Elena.

Für den geneigten Leser, welcher den Ausführungen des vorigen Kapitels über das ländliche Leben in und um Esperanza mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird es vielleicht eine angenehme Abwechslung sein, wenn wir ihn jetzt einmal mit einem industriellen Etablissement in Argentinien, welches nicht gar zu weit von der anmuthigen Stadt Santa Fe entfernt liegt, etwas näher bekannt machen. Die argentinische Industrie liegt bekanntlich noch tief in den Windeln, der Argentiner selbst ist nicht der Mann, um Geld und Kenntnisse, Fleiß und Umsicht erfordende Institute in's Leben zu rufen, und die einwandernden Fremden mit Kapital wenden sich mit Vorliebe dem Handel zu. Daher kommt es denn, daß die gewerblichen Anlagen im Lande leicht zu zählen sind, solche von hervorragender oder gar einen Weltruf genießender Bedeutung aber zu den phänomenalen Erscheinungen gehören. Ebenso wie die blühendsten Kolonien Argentiniens deutschen Einwanderern ihr Entstehen verdanken, so verdankt auch die bedeutendste industrielle Anlage in Argentinien, die Kemmerich'sche Fleischextraktfabrik in Santa Elena deutschem Kapital ihr Dasein und so befinden si[illegible] nebenbei bemerkt, die größten und angesehensten Geschäfte v[illegible] Buenos-Aires in deutschen Händen.

Jenes berühmte Etablissement, in welchem der noch berühmte[illegible] Fleischextrakt hergestellt wird, einmal kennen zu lernen, interessi[illegible] mich ungemein und so bestieg ich denn eines schönen Tages ein

Dampfer, der in Santa Fe zufällig auf seiner Reise nach Paraguay anlegte, und dampfte auf demselben den Paraná hinauf und Santa Elena zu. Santa Elena liegt auf dem linken Ufer des Paraná in der Provinz Entre Rios, man erreicht den kleinen Ort von Santa Fe aus in ungefähr 18 Stunden. Auf der Karte ist derselbe nicht angegeben, daher diene demjenigen, welcher für ihn sich etwa interessirt, zur Nachricht, daß er dicht unterhalb La Paz gelegen ist. Da die Annehmlichkeiten einer Reise auf dem Paraná bereits genügend beleuchtet worden sind, so können wir uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß hinsichtlich des landschaftlichen Bildes gegenüber der Gegend zwischen Buenos-Aires und Santa Fe insofern eine Aenderung sich bemerkbar macht, als die Ufer steiler aus dem Wasser hervortreten und dabei eine kräftigere Vegetation an Sträuchern und Bäumen allmählich aufzuweisen beginnen. Etwas weniger langweilig wird hierdurch die Fahrt, wenn sie auch noch sehr weit davon entfernt ist, unterhaltend oder amüsant zu sein. Erst einige Stunden unterhalb Santa Elena gewinnen die steilen Ufer ein ganz verändertes Aussehen, die zerklüfteten dicht neben dem Schiffe aus dem Wasser emporragenden Sandsteinwände auf der linken Seite des Flusses erhalten eine groteske, hier und da selbst wild romantische Gestaltung, das Auge ruht mit Interesse auf diesen ganz ungewohnten und seltsamen Formationen. Auf dieser Reise war es auch, wo ich einen der Erwähnung hier würdigen Reisegefährten kennen lernte, einen sehr einflußreichen und angesehenen Herrn aus Buenos-Aires, der, wie er mir erzählte, an 100 Quadrat Leguas (à 25 □-Kilometer) Land im Norden der Provinz Santa Fe besaß, welche er theilweise zu kolonisiren und theilweise mit Zuckerrüben zu bepflanzen beabsichtigte. Als Kolonisten engagirte er vorzugsweise Italiener, deren treffliche Eigenschaften er nicht genug zu loben wußte, während ich heimlich der Ansicht war, daß Kolonisten anderer Nationalität wahrscheinlich keine Lust verspürten, so weit nach dem heißen Norden unter die Abhängigkeit von einem argentinischen Kolonisator sich zu begeben. Für die Anpflanzung von Zuckerrüben hatte er sich lediglich aus dem Grunde entschlossen, [illegible]l das Land wegen seiner Billigkeit sich vortrefflich hierfür eigne. [illegible]f meinen Einwand, daß gegenüber den zwei- und dreifach nie[illegible]eren Arbeitslöhnen in Deutschland die Kosten der Herstellung [illegible]tafesinischen Rübenzuckers sich so hoch stellen müßten, daß der[illegible] mit dem aus Deutschland eingeführten trotz des Eingangs-

zolles kaum konkurriren könne, wurde mir die Antwort, der hiesige Grund und Boden sei um so vieles billiger als in Deutschland, daß die höheren Löhne durch die geringeren Zinsen des Kapitals, welches der Boden repräsentire, vollständig paralysirt würden, meinen weiteren Einwand dagegen, daß mir der Norden von Santa Fe für die Zuckerrübe viel zu heiß erscheine, wußte er durch die Bemerkung zu entkräften, jeder Pflanze ohne Ausnahme sei allzu große Hitze weit zuträglicher als allzu große Kälte.

Nachdem dieser interessante Herr auf solche Weise jeden Zweifel gegenüber der künftigen Prosperität seiner Unternehmungen zu Nichte gemacht und sich durch die entwickelte geistreiche Schärfe seiner Ideen in eine glückliche Stimmung versetzt hatte, aus der ich ihn um keinen Preis hätte herausreißen mögen, fuhr er weiter fort, die geheimen Schätze seines schönen Innern vor mir zu enthüllen und begann zunächst über die Gauchos, jene aus der Mischung von Indianern mit Europäern entstandene, zu nichts als zum Viehhüten taugliche Rasse von Halbwilden zu reden. „Die Gauchos", so erklärte mir dieses Prachtexemplar eines echten, eingefleischten Argentiners, „die Gauchos sind die eigentlichen Träger der Cultur in Argentinien. Auf der Viehzucht beruht der Reichthum des Landes und seinem Reichthume hat es seine großen industriellen Anlagen, die Eisenbahnen, die herrlichen öffentlichen Gebäude für das Postwesen, für die Gerichte und die Verwaltungsbehörden, die Kirchen, Schulen, Universitäten u. dgl. zu verdanken. Wo aber wären diese ausgezeichneten Monumente des Fortschrittes unseres Volkes auf allen Gebieten der Künste, der Wissenschaften und des gewerblichen Fleißes geblieben, wenn wir den Gaucho nicht hätten, welcher dem Vieh, aus dessen Hörnern, Häuten und Wolle jener großartige Reichthum hervorgeht, seine gesammte Lebensthätigkeit, sein ganzes Sinnen und Trachten widmet? Auf dem Gaucho beruht so eigentlich die Kraft und die Stärke, die Gegenwart und die Zukunft, die Blüthe und der Glanz des argentinischen Volkes, ohne ihn ist unser Land nichts, durch ihn ist es alles, und wo daher von irgend einem neuen bedeutungsvollen Fortschritte in unserer innern oder äußern Entwicklung die Rede ist, da verdiei jedesmal auch der Name des Gaucho mit Ehren genannt zu werden.

„Wie z. B. beim Zuckerrübenbau", unterbrach ich den Eifrige „der nach Ihrer Theorie allein deßhalb in Argentinien möglich i weil die Gauchos indirekt das Geld herbeischaffen, um die erst

Pflanzen zu kaufen. Ich will zugestehen, daß für die Heerden auf dem Camp der Gaucho eine Persönlichkeit bedeutet, die sich nur schwer ersetzen ließe. Aber die kolossale Entwicklung der letzten Jahre verdankt Ihr Land doch keineswegs den Gauchos, sondern vielmehr dem durch die Fremden herbeigeführten lebhafteren Verkehr und vor allem der europäischen Einwanderung, durch welche der Werth von Grund und Boden und auch der des Viehes so gewaltig in die Höhe ging und welche durch die großartige Produktion auf dem Gebiete des Ackerbaues dem Lande ganz neue, nie gekannte Einnahmequellen eröffnete. Wenn die Fremden nicht den Verkehr so mächtig gehoben und die engen Beziehungen zu Europa hervorgerufen hätten, so wäre trotz der Gauchos Argentinien heute vielleicht noch nicht weiter als vor 30 oder 40 Jahren, d. h. es wäre ein Land, wo selbst Eisenbahnen, Flußdampfer und Telegraphen zu den ungekannten Dingen gehörten und welches alles und jedes zum Leben Nothwendige — außer etwa den Erträgen der Viehzucht, der Jagd und der Fischerei — mit schweren Kosten aus dem Auslande beziehen müßte." „Sonderbare Schwärmer sind doch diese Europäer", entgegnete unter mitleidigem Achselzucken der argentinische Zuckerrübenjunker in spe, „sie bilden sich ein, daß sie es sind, welche diesem Lande von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und mit unermeßlichen Schätzen im Innern erst seinen Reichthum verleihen! Als ob alle diejenigen, welche von Europa nach Argentinien ziehen, dieses etwa zu dem Zwecke thäten, um uns hier zu Wohlstand zu verhelfen! Betrachten Sie sich doch nur einmal die Einwanderer etwas genauer! Wie arm und verhungert sehen sie aus, wenn sie hier eintreffen, kommen Ihnen aber dieselben Menschen nach ein Paar Jahren wieder vor die Augen, so kennen Sie dieselben kaum wieder, so kräftig und wohlgenährt sind sie geworden. Und dann erst die fremden Kaufleute! Sie bringen entweder Waaren in's Land, die sie von den Argentinern sich tüchtig bezahlen lassen und ihnen so das Geld abnehmen, oder sie kaufen die Reichthümer unseres Landes zu einem Spottpreise auf, um sie nach Europa zu ffen und den Europäern die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, Weizen, Leder, Wolle, Hörner, Fett u. dgl. zu liefern. Wir gentiner haben Europa nichts zu verdanken und sind nicht von ropa abhängig, sondern Europa ist auf Argentinien angewiesen, xistirt größtentheils durch oder von dem La Plata. Der Euro- der hierhin kommt, will niemals Geld bringen, sondern

stets welches holen, und dies kann nur dadurch geschehen, daß er es dem Argentiner abnimmt."

„England allein hat Ihnen über eine Milliarde Reichsmark in's Land gebracht", warf ich ein, „außerdem hat das Geld, welches der Fremde hier zu Lande gewinnt, der Argentiner in der Regel überhaupt niemals besessen, mithin konnte jener es diesem auch nicht abnehmen. Oder glauben Sie etwa, daß der Kolonist, welcher Ihren Landsleuten ein bis dahin ziemlich werthloses Stück Land um einen sehr soliden Preis abkaufte und dann im Schweiße seines Angesichts sich abquält, um aus seinem Grunde und Boden werthvolle Erträge zu ziehen, daß derselbe den Erlös für die letzteren den Argentinern abgenommen hätte?"

„Ach was", bemerkte mein Reisegefährte unwillig, „wir brauchen überhaupt keine Ackerbauer und keine Einwanderer, das Land hat Jahrhunderte lang allein von der Viehzucht existirt und sich wohl dabei gefühlt, wozu also jetzt mit einem Male diese kolossale Einwanderung aus Europa? Früher konnte man die Legua Land für 400 Nacionales kaufen, jetzt bezahlt man dafür 4000 und 40 000 Nacionales, das ist der Vortheil, den diejenigen unserer Landsleute, welche einen Complex Landes zum Viehzüchten zu erwerben gedenken, von der Einwanderung haben. Ich wollte, wir hätten nie einen Kolonisten bei uns gesehen."

„Aber was würde alsdann aus Ihrer Kolonie und Ihren Zuckerrüben?"

„Das sind meine Sachen, um welche sich Niemand zu kümmern hat. Die Fremden sollten überhaupt zufrieden sein, daß man sie hier duldet und sich nicht in Dinge hineinmischen, die sie nichts angehen."

„Eine ebenso geschmacklose wie unmotivirte Antwort."

„Weil ich gefunden habe, daß Sie ein ganz ungebildeter Mensch sind."

Den Schluß unserer plötzlich so sehr veränderten Unterhaltung will ich hier nicht anführen, da sie nicht mehr in den Grenzen gesellschaftlicher Etiquette, wie man sie in Europa gewohnt ist, sich bewegte, sondern nur erwähnen, daß ich den charmanten Herrn ku darauf verließ, während er eine fürchterliche Fluth von Schimp reden gegen die gringos (die Fremden) und besonders gegen di Deutschen hervorsprudelte. Denke man ja nicht, daß ich auch nu im geringsten bei der Wiedergabe unseres damaligen Gespräche

übertrieben hätte. Wie jener, so denkt heute noch der überwiegende Theil der argentinischen Landbarone, sie ziehen auf jede mögliche Weise Nutzen von der Einwanderung und sehen doch mit bitterem Hasse zu, wie die europäische Cultur Tag für Tag mehr Terrain sich erobert. Das herzliche Entgegenkommen, welches nach gewissen unter die Schriftsteller gegangenen Leuten der Einwanderer überall bei den Eingeborenen Argentiniens finden soll, ist eben auch eine der großartigen über Land und Leute in Argentinien verbreiteten Unwahrheiten.

Solche kleine Intermezzos wie das eben beschriebene haben übrigens das Gute an sich, daß sie eine gewisse Abwechslung in das monotone Leben auf einem Paranadampfer bringen. Man ärgert sich ein bischen, trinkt alsdann zur Beruhigung des Gemüthes irgend etwas Geistiges und während man demnächst in ingrimmiges Nachdenken versunken auf dem Verdecke auf und ab geht, verrinnt unmerklich die Zeit. Nicht anders erging es auch mir damals. Ganz plötzlich ertönte die Dampfpfeife und ein Schiffsbeamter trat auf mich zu, um mir zu erklären, daß Santa Elena bereits dicht vor uns liege. Es war hohe Zeit, mich zum Aussteigen fertig zu machen, denn kaum einen Kilometer von uns entfernt erblickte ich jetzt eine in den Fluß sich erstreckende hohe Brücke, offenbar bestimmt zum Anlegen der Schiffe, welche dort Güter ein- oder auszuladen haben. Bald lag denn auch Santa Elena dicht neben uns zu unserer Rechten, lange Zeit indessen, um das anmuthige Aeußere dieses Ortes zu studiren blieb mir nicht, da ein mit vier Ruderern besetzter Kahn an den Dampfer anlegte, um in möglichster Geschwindigkeit Poststücke, einige kleine Frachtgüter sowie schließlich auch mich als den einzigen Passagier in sich aufzunehmen. Sofort nachdem dies geschehen, setzten die Schaufelräder des Dampfers sich in Bewegung, deutlich erkannte ich auf dem Hinterdecke das dicke und dumme Gesicht des Rübenpflanzers, der mir zornig nachblickte, dann aber entschwand das Schiff hinter der Landungsbrücke schnell meinen Augen. Zwei Minuten später stieß unser Kahn an's Ufer, wo ich von zwei Deutschen, dem Geranten des Kemmerich'schen Etablissements Herrn Walter Giebert und dem ersten Buchhalter Herrn Hagemann ebenso freundlich wie herzlich begrüßt wurde. Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich hier zum ersten Male seit langen unangenehmen Stunden wieder unter Landsleuten mich befand und deren ganzes Wesen

und Benehmen mit demjenigen meiner Mitmenschen, zwischen denen ich während der letzten Tage hatte leben müssen, verglich. Es war mir mit einem Male, als hätte ich eine wegen eines unbekannten Vergehens mir zudiktirte Strafe hinter mir und mit außerordentlichem Behagen ließ ich mich in dem kleinen Kreise meiner neuen Bekannten nieder, um mit ihnen auf das gegenseitige und später auch auf des Vaterlandes Wohl einige Flaschen echten vaterländischen Gerstensaftes zu leeren.

Santa Elena ist ein Ort, auf dem vielleicht 800 Menschen ihre Existenz finden und auf welchem — außer den Fabrikanlagen — etwa 100—120 Gebäulichkeiten errichtet sind. Die letzteren bestehen aus mehreren eleganten Wohnhäusern oder Villas, unter denen besonders diejenigen des Direktors der Fabrik, des Herrn Professors Dr. Kemmerich und des obenerwähnten Herrn Giebert hervorzuheben sind, einer Anzahl ganz stattlicher massiver Häuser für die Unterbeamten und ihre Familien und endlich aus den Wohnungen für die Arbeiter, zum großen Theile Eingeborene des Landes oder vielmehr Paraguayer. Diese letzteren Wohnungen sind der Mehrzahl nach Ranchos, d. h. Lehmhütten mit Strohdach, zwischen denen sich aber auch eine bemerkenswerthe Reihe von gefälligen backsteinernen Gebäuden erhebt, wie denn die Compagnie überhaupt entschlossen ist, die Ranchos allmählich ganz und gar abzuschaffen und durch massive Häuser zu ersetzen.

Der ganze Ort Santa Elena gehört nebst einem angrenzenden Areal von drei deutschen Quadratmeilen und mit allen auf diesem großen Complexe befindlichen Mobilien und Immobilien der Compagnie Kemmerich, einer Actiengesellschaft, deren Actien sich ausschließlich in wenigen deutschen Händen befinden. Die Anlagekosten dieses großartigen Etablissements betragen mehrere Millionen und noch fortwährend werden keine Ausgaben gescheut, um die vorhandenen Einrichtungen den Fortschritten der modernen Technik entsprechend zu vervollkommnen. Auf den Besucher macht dasselbe sofort einen äußerst vortheilhaften Eindruck, ganz besonders, wenn man vorher vielleicht andere industrielle Anlagen in Südamerika zu sehen Gelegenheit hatte. Eine fast peinliche Ordnung und Reinlichkeit herrscht in den Fabrikräumen, die Wege, welche nach allen Richtungen durch Santa Elena führen, sind in vortrefflichem Zustande, Zier-, Obst- oder Gemüsegärten sieht man vor jedem von Europäern bewohnten Gebäude, hier und da erheb

sich auch ein eleganter Pavillon auf den waldigen und eine prachtvolle Aussicht gewährenden Höhen, kurzum, überall macht sich der echt deutsche Sinn für Pünktlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit in wohlthuendster Weise bemerkbar.

Obwohl die Compagnie Kemmerich erst vor wenigen Jahren in's Leben gerufen wurde, genießt dieselbe dennoch in Südamerika sowohl wie in Europa bereits ein sehr hohes Ansehen und ihre Produkte erfreuen sich einer stets zunehmenden Beliebtheit bei dem Publikum. Bei den Anstrengungen, welche die Compagnie macht, um eine sich stets gleichbleibende, vorzügliche Waare zu liefern, bei den bedeutenden Mitteln, über welche dieselbe verfügt und bei der vortrefflichen und bewährten Leitung, welcher die Fabrik untersteht, werden derartige geschäftliche Erfolge auch leicht erklärlich. Der technische Leiter des Etablissements, Professor Dr. Kemmerich, ist nämlich derselbe, welcher die Liebig'sche Fleischextractfabrik in Fray Bentos lange Jahre leitete und deren Fabrikaten zu ihrem heutigen Weltrufe verhalf, so daß eine geeignetere Persönlichkeit für diesen Posten die Compagnie Kemmerich schwerlich hätte gewinnen können. Bei dieser Gelegenheit mag ferner die Thatsache Erwähnung finden, daß ein Sohn desselben Giebert, welcher die Liebig'sche Fleischextraktfabrik gegründet hat, jetzt Gerant in Santa Elena ist. Früher war auch die Liebig'sche Fabrik ein deutsches Unternehmen und heute befindet sie sich ganz in den Händen von Engländern, ein Grund mehr, um dem deutschen Etablissement Kemmerich unser Interesse zuzuwenden.

Das Verfahren zur Herstellung des Fleischextraktes ist ein ziemlich einfaches. Es besteht im Prinzip darin, daß man das Fleisch von Rindvieh mit Wasser zn einem steifen Bouillon einkocht, der alsdann versandtfähig ist und in den Handel kommt. Eine derartige Verwerthung des Rindfleisches ist aber nur da möglich, wo dasselbe so außerordentlich billig ist wie am La Plata. Man kann in der Umgegend von Santa Elena den Durchschnittspreis für ein Stück Rindvieh auf 30—35 Mark veranschlagen, und hierdurch sind denn die Fabrikanten in die Lage versetzt, ihre Produkte vielleicht zu dem zehnten Theile desjenigen Preises zu liefern, zu dem man dieselben in Europa herstellen könnte, mit andern Worten, wer z. B. den Inhalt eines Töpfchens Fleischextrakt, welches hier zu Lande zwei Franken kostet, selbst fabriciren wollte, müßte zu diesem Zwecke für zwanzig Franken Rindfleisch sich kaufen.

Im Einzelnen ist der Hergang bei der Fabrikation nun folgender. Das Vieh, welches von den in Santa Elena wohnenden Eingeborenen aus der ganzen Umgegend her und aus einer Entfernung bis zu 50 deutschen Meilen in sehr langsamen Tagesmärschen, damit es nicht an Gewicht verliert oder krank wird, nach der Fabrik getrieben wird, kommt dort zunächst in einen großen mit starken Balken umschlossenen Raum, einen sogenannten Corral, aus dem ein schmaler Gang in einen zweiten, aber bedeutend kleineren und spitz zulaufenden Corral hinüberführt. In letzteren treibt man jedesmal so viele Thiere hinein, als deren an einem bestimmten Tage geschlachtet werden sollen. Dieser Corral stößt dicht an das eigentliche Schlachthaus, ein großes Gebäude, dessen Boden mit Steinplatten belegt ist, zwischen denen zahlreiche zum Abfließen des Blutes bestimmte Rinnen hindurchlaufen. Von dem Innern dieses einer kolossalen Halle ähnlichen Baues aus führt ein Schienengeleise nach dem spitzen Ende des kleineren Corrals in der Weise, daß die Oberfläche des auf dem Geleise laufenden Rollwagens beim Heranschieben an diesen Corral mit der Bodenfläche des letzteren eine zusammenhängende Ebene bildet. Auf der den Corral in einer Höhe von etwa 7 Fuß umgebenden hölzernen Gallerie steht nun der eigentliche Schlachter, in der Regel ein Eingeborener resp. Paraguayer, der dem zum Schlachten bestimmten Thiere mit außerordentlicher Geschicklichkeit die lederne Schlinge, den Lasso, um die Hörner wirft. Sowie das Thier gefangen ist, werden an den Lasso zwei Pferde gespannt, welche dasselbe auf die Oberfläche des Rollwagens und mit dem Kopfe fest an einen vorstehenden eisernen Balken ziehen. In dieser Stellung empfängt es mit dem nie fehlenden dolchartigen Messer den sofort tödtlichen Stoß in's Genick und wird dann auf dem Rollwagen in's Schlachthaus geschoben, wo dutzende von geschäftigen Händen den todten Körper in Empfang nehmen, um ihn in Zeit von wenigen Minuten kunstgerecht seiner Haut zu berauben und zu zerlegen. Auf diese Weise fällt ein Ochse nach dem andern unter dem Messer, und diese Schlachterei geht mit solcher Schnelligkeit und Präzision vor sich, daß an einem Schlachttage mindestens 300 Stück Rindvieh getödtet und verarbeitet werden. Die Zungen des geschlachteten Viehes kommen, nachdem man sie in Blechbüchsen eingemacht, als conservirte Zungen in den Handel, und in ähnlicher Weise verwendet die Compagnie in letzter Zeit einzelne Fleischstücke zur

Herstellung von conservirtem Fleische, einem sehr empfehlenswerthen und schmackhaften Fabrikate. Alles andere Fleisch dagegen wird, nachdem es sorgfältig von den Knochen und Fetttheilen gereinigt wurde, zur Gewinnung des Fleischextraktes benutzt. Zunächst bringt man dieses vollständig magere Fleisch in sehr sinnreich construirte mit Dampf getriebene Maschinen, wo es so fein wie Brei zerhackt wird, und sodann in große eiserne Kessel, in denen man dasselbe nach angemessenem Zusatz von Wasser längere Zeit unter aufmerksamster Beobachtung und vermittelst Dampfheizung auf einem bestimmten Wärmegrade erhitzt erhält. Von der konstanten Beibehaltung dieses mir übrigens unbekannten Wärmegrades soll, wie Herr Giebert mir erklärte, die Qualität des Extraktes in erster Linie abhängig sein. Nachdem die ganze Masse die erforderliche Zeit erhitzt gewesen, wird unter Zurücklassung der Fleischtheile die Brühe in einen zweiten Kessel abgelassen, dort kräftig gekocht und dann durch Dampfdruck in die Höhe und in einen dritten eisernen Behälter getrieben, von wo aus sie durch Filter langsam in eigenthümlich geformte Wannen abläuft, in denen dutzende von großen und runden eisernen Scheiben langsam sich drehen. Diese Scheiben haben den Zweck, ein schnelleres Verdunsten des in der noch dünnflüssigen Brühe enthaltenen Wassers herbeizuführen und derselben so allmählich die Gestalt einer steifen Masse zu verleihen. Die letztere wird nunmehr in größere blecherne Kisten verpackt und an das Generaldepot in Antwerpen versandt, wo durch Umkochen eine leichte Verdünnung des Fabrikates und alsdann ein Umpacken in die bekannten, mit dem Namenszuge des Professors Kemmerich versehenen Töpfchen stattfindet. Der Kemmerich'sche Fleischbouillon wird auf die Weise hergestellt, daß man die Fleischbrühe weniger dicht einkocht und derselben Suppenkräuterextrakte zusetzt, über die Fabrikation des Kemmerich-schen Fleischpeptons dagegen, jenes „peptonreichsten aller Peptons," wie eine deutsche Autorität sich ausdrückt, wurde mir leider, „weil dies ein Fabrikgeheimniß sei", keinerlei Aufschluß ertheilt.

Nicht weniger interessant als die ausgezeichneten und kostspieligen Einrichtungen mit Dampfbetrieb zur Herstellung des Extractes sind diejenigen zur Verwerthung der übrigen Bestandtheile des geschlachteten Viehes, insbesondere zur Gewinnung des Talges und Fettes, welches letztere speciell in Südamerika — aber wohl nur bei den Eingeborenen — zur Zubereitung der Speisen stark Ver-

wendung findet. Aus dem gehackten, ausgekochten und getrockneten Fleische gewinnt man ferner durch Trocknen und Zermahlen desselben das Fleischpulver, ein in großen Quantitäten nach Europa exportirtes Viehfütterungsmittel und auch die Knochen werden in praktischster Weise nutzbar gemacht. Nachdem man deren fetthaltige Bestandtheile ausgekocht und sie alsdann in der Sonne getrocknet hat, müssen sie dazu herhalten, um die Dampfkessel zu heizen und liefern dann die speziell in England gern gekaufte Knochenasche. Daß auch Häute und Hörner nicht unbenutzt gelassen werden, versteht sich von selbst, zumal zum Einsalzen der ersteren sind großartige Räume und Anlagen vorhanden. Hier geht nichts verloren, was irgendwie zu verwerthen ist, nur über die Ausnutzung des Blutes, welches gegenwärtig als werthlos in den Paraná fließt, soll sich Herr Professor Kemmerich bis heute vergeblich den Kopf zerbrochen haben.

Die Räume für das Schlachten und Zerlegen der Thiere, für das Auskochen des Fettes und der Knochen, für die Talgfabrikation, für das Einsalzen und Verpacken der Häute sind streng von denjenigen für die eigentliche Extractfabrikation geschieden, keine unangenehmen animalischen Gerüche beleidigen in den letzteren die Nase, keine Blutspuren oder Fettüberreste u. dgl. das Auge. Alles ist dort spiegelblank und sauber, wie in einer ungeheuern Küche, so daß selbst der difficilste Europäer hinsichtlich der Propretät und Appetitlichkeit der Zubereitung nicht das Geringste würde auszusetzen haben.

Rings um diese Fabrikräume ziehen sich dann noch in einem imposanten Umkreise die verschiedensten sonstigen interessanten Gebäude hin, so eine große Schreinerei, eine Schmiede und Schlosserei, eine mechanische Werkstätte mit Dampf-Drehbänken, ein Wiegehaus für das Vieh und andere große Lasten, eine Telegraphenstation, ein chemisches Laboratorium nebst Apotheke u. s. w. und schließlich auch noch ein stattlicher Krämerladen nebst Wirthschaft, in welch' letzterer sogar ein Billard sich befindet. Vom Mittelpunkte der Fabrik aus führt ein Schienengeleise auf die oben erwähnte Landungsbrücke, Telephon- und Telegraphenleitungen verbinden die wichtigeren Punkte der Niederlassung mit einander, kurzum, nichts ist vergessen, um dieses Etablissement europäischen Fabriken von gleicher Ausdehnung hinsichtlich der Vortrefflichkeit der gesammten Einrichtung völlig ebenbürtig zu machen.

Und wie reizend ist das Etablissement gelegen! Zu beiden Seiten von Santa Elena nach rechts und links ziehen sich die wohl 180 Fuß hohen steilen Ufer dem Paraná entlang dahin, von deren Höhe man eine herrliche Aussicht genießt auf den majestätischen Strom, auf die Ebenen der Provinz Santa Fe und die dichtbewaldeten Berge, welche die Niederlassung zu unsern Füßen von drei Seiten umgeben. Tief unten in dem hier gebildeten und langsam nach dem Flusse zu sich senkenden Thale liegen die Fabrikgebäude mit ihren riesigen Schornsteinen; auf den Abhängen der Berge dagegen erheben sich stufenweise die Wohnungen für die Beamten und für die Arbeiter. Jene haben ganz das Aussehen von europäischen Gebäulichkeiten, die graubraunen Ranchos dagegen, in denen die Arbeiter wohnen und welche den ersteren gegenüber auf dem mehr nördlich gelegenen Bergabhange zu einer separaten Ortschaft mit regelrechten Straßen vereinigt sind, erhöhen noch durch ihr, wenn auch primitives, so doch fremdartiges und idyllisches Aeußere das Malerische der ganzen Scenerie. Freilich darf man nicht in diese Hütten hineinschauen, denn sonst verschwindet im Nu der Zauber, den sie auf uns ausüben, um ganz anderen Gefühlen Platz zu machen. Hier hausen nämlich Paraguayer und einige Argentiner aus den untersten Gesellschaftsklassen mit ihren Weibern und Kindern, und wenn auch die Compagnie streng auf Reinlichkeit in den Straßen sieht, so fehlt ihr doch die Macht, und wie ich fürchte auch jede Lust, um in das innere Familienleben dieser Leutchen einzudringen und dort Ordnung zu schaffen. Die Zahl der dort wohnenden Romanen mag etwa 400 betragen, sie werden nur verwendet zu Arbeiten, die mit der eigentlichen Fleischextractfabrikation nichts zu thun haben; dafür sind nur ganz zuverlässige und umsichtige Leute brauchbar und diese Arbeit wird daher ganz allein von Europäern verrichtet.

Das Leben, welches jenes südländische Völkchen in Santa Elena führt, wo keinerlei Nahrungssorgen es berühren, da die Compagnie ihren Arbeitern im Sommer wie im Winter Wohnung, …bensmittel und das nöthige baare Kleingeld liefert, ist übrigens … interessant für denjenigen, welcher etwas derartiges noch nie …or gesehen hat. Männern begegnet man in dem Paraguayer…rfe am Tage sehr selten, sie sind sämmtlich auswärts bei der …eit, desto zahlreicher bekommt man dagegen Weiber und Kinder Gesichte. Die letztern leben Tag aus Tag ein in dulci jubilo.

Höchstens mit einem Hemdchen von undefinirbarer Farbe bekleidet, treiben sich die kleinen braunen Geschöpfe vom Morgen bis zum Abende auf den Straßen herum, wälzen sich im Staube und kauen dazu ein Stück getrocknetes Fleisch oder Brot, laufen einander nach und bewerfen sich mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen, balgen und prügeln sich, um sich gleich darauf wieder zu versöhnen und sind bei ihrem ausgelassenen Treiben so vergnügt, wie die liebe Gassenjugend, wo sie einmal der Aufsicht der Eltern entrückt ist, es nur sein kann. Dazu befinden sich gegenüber den deutschen Knaben und Mädchen die jungen und hoffnungsvollen Paraguayer nnd Argentiner beiderlei Geschlechtes in Santa Elena in der beneidenswerthen Lage, daß sie eine Beaufsichtigung seitens der Eltern überhaupt nicht kennen. Den Vater bekommen sie selten zu sehen, und die Mutter steht entweder unten am Wasser mit bloßen Füßen und in luftigem Kleidchen, um für die Europäer zu waschen, oder sie liegt auf ihrem Bette oder auch im Sande behaglich ausgestreckt, raucht ihre Cigarette und freut sich höchstens des ungebundenen Uebermuthes ihrer Sprößlinge. Sie ist ja auch einmal so jung und heiter wie diese Kleinen und immer außerordentlich faul gewesen, auch sie findet ja heute noch viel mehr Freude an zerstreuenden Vergnügungen als an nützlicher Beschäftigung, weshalb sollte sie also den lieben Kinderchen den Spaß verderben und in ihrer unschuldigen Unterhaltung sie stören, weshalb sie zurechtweisen bei übermäßigen Ungezogenheiten und mit Wasser und Seife dieselben plagen, während sie in ihrem Schmutze sich so wohl fühlen? Sie amüsiren sich jetzt, die kleinen Taugenichtse, sie dagegen träumt bereits von dem Vergnügen, was diesen Abend ihrer wartet, sie wird dann ihr feinstes baumwollenes Kleid anziehen, sie wird sich die schweren Ohrringe mit den großen falschen Brillanten in die zierlichen Ohrläppchen stecken, sie wird einen mit den grellfarbigsten Bändern und Blumen garnirten Strohhut auf die dichten schwarzen Haare setzen, die von der Sonne verbrannten, aber kleinen und wohlgebauten Füße in elegante Stiefelchen einzwängen und so wird sie, bewundert von ihren Verehrern und beneidet von ihren Freundinnen an einer jener Abendunterhaltungen theilnehmen, wie sie in Santa Elena von durchreisenden Künstlern mitunter veranstaltet werden und deren einer beizuwohnen auch ich während meiner Anwesenheit in Santa Elena das Glück hatte.

Dieses abendliche Vergnügen wurde von ungarischen Bärenführern in's Werk gesetzt und Herr Giebert, ohnehin ein eifriger Förderer und Beschützer aller echt künstlerischen Bestrebungen, hatte zu demselben Zwecke in liberalster Weise eine leerstehende Bretterbude, welche früher einmal zum Aufbewahren von Häuten u. dgl. gedient hatte, als Theaterraum zur Verfügung gestellt. Im Vordertheile des länglichen Gebäudes hatte man aus alten Teppichen und Lumpen eine Art von Vorhang gebildet, hinter welchem verschiedene Bären und Affen nebst ihren Bändigern während der Kunstpausen sich aufhielten. Der übrige Theil der Bude diente als Theaterschauplatz, in dessen Mitte man einen ziemlich großen Raum freigelassen hatte, um den nun in einem Kreise Europäer und Europäerinnen, Paraguayer und Paraguayerinnen saßen oder standen, die letzteren sämmtlich in größtem Sonntagsstaate. Bei dem trüben Scheine der qualmenden Oellichter schienen einzelne derselben wirklich schöne Gesichter zu haben, eine Illusion, die freilich bei Tage und wenn man deren braungelben, unreinen und lederartigen Teint aus der Nähe sich betrachtet, schnell verschwindet. Aber köstlich war es mit anzusehen, wie diese Naturkinder sich amüsirten, so oft von den sechs Bären und den drei Affen einer nach dem andern genau dieselben Kunststücke wie sein Vorgänger machte. Was für ein unauslöschliches und so recht von Herzen kommendes Gelächter entstand da jedesmal, wenn ein Bär plötzlich auf die Hintertatzen sich stellte und unwillig brummend abwechselnd die Beine aufzuheben begann oder wenn ein Affe nach Verabreichung eines kräftigen Stockhiebes wie rasend an seiner Kette riß und umhersprang! Gelacht, gekichert und gejubelt wurde ohne Unterlaß, so lange die Vorstellung dauerte, man schien förmlich zu schwimmen in Entzücken über das herrliche Schauspiel, das hier dem thränenfeuchten Auge geboten wurde. Für uns Europäer hatte nun freilich das Tanzen und Springen der Bären und Affen nicht das geringste Komische oder Lächerliche an sich, aber diese ungeheuere Lustigkeit in der Runde steckte auch uns schließlich an. Wir mußten ebenfalls lachen, freilich nicht über die Kunststücke [der] Thiere, sondern über die kindliche Freude des braunen Publi[ku]ms, über die wunderbare Naivetät und Urwüchsigkeit, die hier [zu]n Ausdrucke gelangten.

Das harmlose Vergnügen wurde jedoch plötzlich auf sehr un[ang]enehme Weise gestört. Hinter dem Vorhange, da wo die

Bären sich befanden, hatte nämlich eines der Oellichter eine große Tischplatte in Brand gesteckt und mit einem Male loderte eine helle Flamme dort empor, die bis über die herunterhängenden Teppiche sich erhob und diesen Theil des Gebäudes mit einem grellrothen Scheine übergoß. Gleichzeitig hörte man ein rasches und verwirrtes Laufen hinter den Coulissen, dem im nächsten Augenblicke ein noch größeres Durcheinander im Zuschauerraume folgte. Die Frauen kreischten laut auf, während die Männer nach der Ausgangsthüre stürzten, die sich jedoch nach innen öffnete und von der andrängenden Menschenmasse mit unwiderstehlicher Gewalt zugedrückt und so verschlossen wurde. Die allgemeine Verwirrung erreichte einen beängstigenden Grad, als einer der Beamten hinter die Vorhänge eilte und mit großer Geistesgegenwart die brennende Platte durch die dort befindliche Thüre in's Freie trug. Damit war die Gefahr beseitigt, und die Zuschauer, welche inzwischen die erste Thüre aus den Angeln gedrückt hatten, konnten nur noch sehen, wie dort draußen die letzten Reste des Feuers mit Wasser schnell gelöscht wurden. Mit der Vorstellung und dem Amüsement war es freilich zu Ende. Alles zog nach Hause oder vielmehr nach dem vor dem Paraguayerdorfe gelegenen Wirthshause, um dort bei Wein und Cana in den gräßlichsten Muthmaßungen darüber sich zu ergehen, was wohl noch alles geschehen wäre, wenn das Feuer weiter um sich gegriffen und die Bären sich losgerissen hätten.

Derartige Vorstellungen, wie die oben beschriebene, welche ziemlich häufig dort vorkommen sollen, bilden das einzige besondere und dazu noch für den Europäer etwas zweifelhafte Vergnügen, welches man in Santa Elena haben kann. Auf die Dauer dürfte sich daher wohl nur Derjenige dort behaglich fühlen, dessen Tageszeit, sofern er nicht etwa wie die Eingeborenen oder Paraguayer Freude am Nichtsthun findet, durch nützliche Beschäftigung, wie dies ja auch bei allen Beamten und Arbeitern der Compagnie der Fall ist, vollständig ausgefüllt wird. Auf alle höheren Genüsse muß man dort, wie überall in Argentinien, verzichten, aber auch diejenigen Freuden, welcher der südlicher gelegene Camp dem Europäer bieten kann, wie z. B. amüsante und ergiebige Jagden, gehören daselbst zu den unmöglichen Dingen. So schön und üppig die Flora in Santa Elena sich zeigt, ebenso spärlich ist dort die Fauna vertreten, es gibt fast kein jagdbares Wild in der ganze

Umgegend, selbst kleine Vögel sieht man nur sehr selten. Dagegen gedeihen verschiedene europäische Gemüse sehr gut, mitten im Winter zieht man daselbst vortreffliche Erbsen und Schnittbohnen und außerdem liefert der Paraná eine Menge der schmackhaftesten Fische. Das materielle Leben ist also in Santa Elena, zumal europäische Weine und Biere nicht fehlen, ein sehr wohl erträgliches, sofern man davon absieht, daß es im Hochsommer zuweilen recht ungemüthlich warm wird und daß die Mosquitos nicht selten zum Besuche sich einstellen. Ich selbst habe jedoch während meines Aufenthaltes in Santa Elena von den letzteren nicht das geringste verspürt.

Die angenehmsten Stunden verbringt man dort wie überhaupt in Südamerika an den Abenden. Alsdann auf der Terrasse einer der hoch am Abhange der Berge gelegenen Villas zu sitzen in der milden Abendluft, vor sich den majestätisch dahin fließenden Paraná, dessen leises Plätschern von den Ufern melodisch bis zu uns emporbringt, im Hintergrunde die ebenso wie das Wasser von den silbernen Strahlen des Mondes übergossenenen Ebenen der Provinz Santa Fe, und dazu bei einer Flasche edlen und unverfälschten Getränkes im Kreise gemüthlicher Landsleute von allem möglichen zu plaudern, das ist ein herrlicher Genuß. Das gestirnte und leuchtende Firmament über uns in Verbindung mit der in feierlicher Stille uns umgebenden Natur redet eine unnennbare geheimnißvolle Sprache zum Herzen, inniger fühlt man sich hingezogen zu den Menschen an unserer Seite, und offener und herzlicher entströmen die Worte dem bewegten Innern. Jene Abende, welche ich in Santa Elena verlebte, werden mir stets unvergeßlich bleiben, was mich freilich nicht hindert, zu bekennen, daß der Mangel an Beschäftigung den Tag über mir die Trennungsstunde von jenem schönen Fleckchen Erde zu einer nicht von übermäßigem Schmerze bewegten machte.

Kapitel V.

Die Kolonisation in der Provinz Buenos-Aires.

Die Provinz Buenos-Aires mit einem Flächeninhalte von 4300 deutschen Quadratmeilen — Deutschland hat einen solchen von etwa 9800 — ist mit Ausnahme von einem Theile des Distriktes Bahia Blanca, auf den wir im nächsten Kapitel werden zu sprechen kommen, von den drei allein zur Kolonisation durch Nordeuropäer sich eignenden argentinischen Provinzen, nämlich Santa Fe, Entre Rios und Buenos-Aires, diejenige, welche an landschaftlichen Reizen und Naturschönheiten das wenigste bietet. Ihrem Aeußern nach bildet sie eine ungeheuere, gleichmäßig flache und nur sehr selten einmal leicht sich hebende oder senkende Ebene, auf der nur Gras von fahler verschossener Farbe, hier und da von Disteln durchzogen, gedeiht, die kaum einen Strauch aus eigener Kraft hervorzubringen vermag, obwohl an stehenden Gewässern (Lagunen) sowie an größern und kleinern Bächen, die man dort zu Lande Flüsse nennt, keineswegs Mangel herrscht. Man könnte ihre Oberfläche mit derjenigen des windstillen Meeres vergleichen, ebenso glatt und eben dehnt sie nach allen vier Himmelsgegenden in's Unbegrenzte sich aus und ebenso scheint sie am Horizonte wie diejenige einer riesigen Kugel sich zu senken, so daß man z. B. die Spitzen der Kirchthürme in der Ferne weit eher erkennen kann als die eigentliche Kirche — genau so, wie man auf dem Ozean die Masten eines Schiffes viel früher erblickt als dessen Rumpf.

Wer etwa aus Gerstäckers Werken ein Bild von Südamerika in seinem Innern sich entworfen hätte und nun, den Kopf gefüllt mit abenteuerlichen und romantischen Ideen, nach der Provinz

Buenos-Aires sich wenden wollte, der thäte weit besser daran, ganz zu Hause zu bleiben. Denn dem Abenteurer oder Bummler bieten sich dort noch weniger Aussichten auf eine glänzende Zukunft als sonstwo in der Welt, dieses jeder äußern Schönheit bare, so durch und durch prosaische Land deutet schon in seinem Aeußern darauf hin, daß die Menschen, welche auf ihm sich niedergelassen haben, nur ernste und prosaische Ziele zu verfolgen gedenken, die Eisenbahnen aber, welche das kolossale Terrain nach verschiedenen Richtungen durchziehen, die Millionen von Schafen, Rindern und Pferden, welche unter Aufsicht von Hirten dort weiden, die blühenden Ackerfelder, die hier und da auf der Steppe sich zeigen, verrathen uns, daß jene Ziele allein darauf gerichtet sein können, durch Arbeit und Thätigkeit Geld zu verdienen. Darin besteht das Ideal dieser Menschen, an dessen Verwirklichung sie mit allen ihren Kräften, gleichgültig gegen etwaige Entbehrungen, die sie sich auferlegen müssen, arbeiten, und wer unter dieselben geriethe und etwa den Gelderwerb nicht als den alleinigen und Hauptzweck seines Daseins betrachten wollte, der würde zurückbleiben, verkommen und untergehen. Vertreter aller Nationen Europa's haben sich dort zusammengefunden, um im Schweiße ihres Angesichtes dem Boden seine Schätze abzugewinnen, aber soweit dieselben auch in ihren sonstigen Sitten und Lebensgewohnheiten auseinandergehen mögen, in dem rastlosen Fleiße und dem Jagen nach Geld werden sie sich alle gleich. Ein behagliches oder gemüthliches Dasein kennt man dort nicht, man verzichtet auf jeden Comfort in seiner Wohnung und seiner häuslichen Einrichtung, auf alle höheren Genüsse, auf jede Verschönerung seiner Umgebung, alles tritt zurück vor dem einen fast krankhaften Streben, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen. Dieses Streben freilich scheint die dortige Natur nach Kräften zu unterstützen. Ein frisches gesundes Klima hält die Lebensgeister wach und regt sie zur Thätigkeit an, der Boden ist fast überall von außerordentlicher Fruchtbarkeit und lohnt reichlich die auf seine Kultur verwendete Mühe, und das trockene und nüchterne, sich überall gleichbleibende Aussehen des Landes bleibt nicht ohne Wirkung auf den Menschen, es läßt keine idealeren Gedanken oder Bestrebungen in ihm aufkommen, es macht ihn ebenso poesielos wie es selbst ist und drängt ihn förmlich dazu, nur auf das Materielle sein Augenmerk gerichtet zu halten.

In vorstehenden großen und allgemeinen Umrissen ließen sich

Land und Leute in der Provinz Aires etwa charakterisiren, aber wenn ein derartiges Charakterbild bei poetisch angehauchten Seelen vielleicht ein gewisses Unbehagen hervorrufen sollte, wenn auch bei dem ideal veranlagten Erdenbewohner ein derartiger krasser Materialismus alle Sympathien mit jener Gegend und ihrer Bevölkerung zerstören muß,, so ist dasselbe dagegen um so mehr geeignet, die Aufmerksamkeit und das Interesse des materiell denkenden Menschen zu erregen. Und 90 Prozent von allen denjenigen, welche nach Amerika auswandern, hegen ja keine andere Gesinnung im Herzen, sie wollen alle Geld, am liebsten viel Geld verdienen, die da über das große Wasser hinüberziehen, und für diese ist daher die Provinz Buenos-Aires einer ganz besonderen Beachtung würdig. Gleich und gleich gesellt sich gern, heißt ein altes Sprüchwort, wer daher das redliche Streben besitzt, allein für den Erwerb materieller zu Gelde zu machender Güter seine ganze Kraft oder wie der in neuerer Zeit in Mode gekommene etwas affektirte Ausdruck heißt, sein ganzes „Können" einzusetzen, und dabei den Muth in sich fühlt, mit allen jenen rastlos thätigen Menschen den Konkurrenzkampf aufzunehmen, der möge nach dem Innern der Provinz Buenos-Aires sich wenden, er wird dort eine ganze Menge von Gesinnungsgenossen antreffen. In und um Esperanza de Santa Fe, wo die Ansiedler sich schon mehr in die Verhältnisse eingelebt haben, und wo die Zeiten des schnellen Gelderwerbes im allgemeinen vorbei sind, denkt man vielfach anders als in der Provinz Buenos-Aires. Dort hat man sich schon mehr mit dem Gedanken befreundet, auf seiner jetzigen Scholle sein Leben zu beschließen, die Energie im Arbeiten hat nachgelassen, der Hang zu einem beschaulichen, hier und da von lebensfroheren oder gemüthvolleren Anwandlungen heimgesuchten Dasein dagegen zugenommen, während in der Provinz Buenos mit Ausnahme der älteren Kolonisationsgebiete heute noch fast überall der unermüdliche, alles andere verachtende Eifer im Geldverdienen zu Tage tritt, der früher, vor vielleicht 15 oder 20 Jahren auch in Esperanza geherrscht haben mag. Die Europäer, welche zuerst auf den fast unbewohnten und aller Reize baren Ebenen des La Plata-Gebietes sich niederließen, hegten den sehr erklärlichen Wunsch, so bald als möglich ihren Aufenthaltsort wieder zu verlassen, selbstverständlich mit den nöthigen Mitteln, um sich anderswo eine Existenz zu ermöglichen. Aber der schnelle und lohnende Verdienst veranlaßte sie immer wieder, noch eine

Zeit lang auszuharren, und je mehr ihr Wohnsitz sich bevölkerte und belebte und das Bewußtsein, einen sicheren immer höher im Werthe steigenden Besitz unter den Füßen zu haben, sich bei ihnen befestigte, desto mehr schwand auch die Sehnsucht, ihren Wohnort zu verlassen und mit ihr das fieberhafte Haschen nach Erwerb. Das Vorstehende bezieht sich natürlich nur auf die eigentlichen Kolonisten, die Ackerbauer, denn bei Kaufleuten, Krämern, Wirthen, Handwerkern u. dgl. mußte selbstverständlich die Erwerbsthätigkeit um so mehr sich entfalten, je kräftiger die Kolonien sich entwickelten und an Wohlstand zunahmen. Auch in der Provinz Buenos-Aires gibt es Niederlassungen, wo das ganze Leben und Treiben einen demjenigen von Esperanza ähnlichen Charakter angenommen hat, wo die Kolonisten mit einer gewissen gemüthlichen Gelassenheit ihren Arbeiten auf dem Felde nachgehen, im großen Ganzen jedoch zeigt sich fast noch überall jener rastlose Fleiß, der nur für die Arbeit Zeit und Gedanken übrig behält. Man will Geld verdienen und man kann es verdienen, wenn man will, und dieser Thatsache im Verein mit dem Umstande, daß auf den neueren Kolonien dem Bestreben des Einzelnen, seinen Besitz zu vergrößeren und so eine erhöhte Produktion herbeizuführen so zu sagen keine Grenzen gesteckt sind, verdankt der im allgemeinen beträchtliche Wohlstand der argentinischen Ackerbaukolonisten sein Entstehen. Die älteren Kolonisten in dem Distrikte Esperanza haben es fast alle zu materiell sehr guten Verhältnissen, einzelne selbst zu erheblichem Reichthum gebracht und dieselben oder noch günstigere Chancen bieten sich dem Kolonisten heute vielfach in der Provinz Buenos-Aires. Die Billigkeit und die Beschaffenheit des humusreichen Bodens, welcher dem Ansetzen des Pfluges nirgendwo ein Hinderniß entgegenstellt und überall die Anwendung von Maschinen zuläßt, drängen hier zur Massenproduktion, zur Benutzung aller Hülfsmittel, welche die neuere Maschinentechnik an die Hand gibt, um unter möglichster Ersparung von Zeit und menschlicher Arbeitskräfte einen möglichst großen Complex zu bebauen und aus ihm Nutzen zu ziehen. Eine Landwirthschaft, die sich, wie in Brasilien üblich, in den bescheidenen Grenzen einer nur auf den eigenen Bedarf, resp. auf die Gewinnung dessen, was zum Lebensunterhalte, zur Wohnung und Kleidung der Familie nothwendig ist, berechneten Production beschränkte, gibt es auf den Ebenen der Provinz Buenos-Aires nicht. Hier existirt kein Urwald, der erst umgehauen

und dann mit großer Anstrengung ausgerodet werden müßte, hier gibt es keine Felsen oder Bergabhänge, auf denen der Boden nur vermittelst der Hacke umgearbeitet und nutzbar gemacht werden könnte, überall läßt sich auf der gleichmäßig ebenen Fläche der Pflug ansetzen, Pferde, Rinder und Maschinen verrichten hier dasselbe, wozu in Brasilien der Ackerbauer die eigenen schwachen und nur langsam vorwärts dringenden Kräfte anwenden muß, mit Maschinen wird hier gesät und gemäht und die Dampfdreschmaschine endlich vollbringt in wenigen Tagen eine Arbeit, mit der sonst viele Menschen wochen- und monatelang sich zu beschäftigen hätten. In Olavarria wurde mir z. B. von einem Dreschmaschinenbesitzer versichert, daß es dort Kolonisten gäbe, welche für 30000 Mark und noch mehr Weizen nach einer Ernte dreschen ließen, in andern Kolonien sind ähnliche Resultate zu verzeichnen, und da der Absatz der Produkte gegen Baarzahlung, Dank dem Eisenbahnnetze der Südbahn, den Kolonisten in der Regel nicht schwer wird, so fehlt der **nervus rerum omnium** in Gestalt von barem Gelde oder Bankdepots sehr selten bei den einige Jahre angesessenen Ackerbauern der Provinz Buenos-Aires.

Daß die gegenwärtigen günstigen Verhältnisse für den Ackerbauer in der Provinz Buenos-Aires auch einmal ein Ende nehmen werden, kann nur eine Frage der Zeit sein. Je mehr neue Ansiedler auf den jungen Kolonien sich niederlassen, desto höher wird der Werth von Grund und Boden steigen, während mit der vermehrten Weizenproduction in der Republik und bei der riesigen indischen und nordamerikanischen Konkurrenz im Export ein weiteres Sinken der Weizenpreise erwartet werden muß, ein Schicksal, welches mit der Zeit auch dem Lein, dem Mais 2c. bevorstehen dürfte. Für den Neuankommenden, sofern er nicht im Besitze genügender Baarmittel sich befindet, wird es daher immer schwieriger werden, ein größeres Grundstück sich zu erwerben, seine Produktion und sein Verdienst durch den Ackerbau können nur in mäßigen Grenzen sich bewegen, die Zunahme seines Wohlstandes kann nur langsam vor sich gehen. Aus demselben Grunde bietet auch eine neue Kolonie in Argentinien für den Ackerbauer bei sonst gleich günstigen Verhältnissen in Bezug auf Klima, Bodenbeschaffenheit und Absatz in der Regel weit größere Chancen als eine ältere, wo das Land meistens einen hohen Werth besitzt, und daher die Erwerbung eines größern Grundkomplexes sehr erschwert ist. Hieraus

erklärt sich auch theilweise die eigenthümliche Erscheinung, daß so häufig ältere Kolonisten, die recht gut vorwärts kamen, plötzlich ihr gesammtes Eigenthum verkaufen und mit Weib und Kind nach einer neu gegründeten Kolonie übersiedeln, um dort ihr Glück zu versuchen. Freilich steckt auch in diesen unternehmungslustigen Pionieren der Kultur in Argentinien gewöhnlich eine rastlose und unbezähmbare Wanderlust, denn sonst würden sie doch vor einem Schritte zurückschrecken, der für sie, abgesehen von dem unvermeidlichen Risiko, auf jeden Fall Strapazen und Entbehrungen von mancherlei Art im Gefolge hat, während sie in ihrem frühern Wohnorte ruhig und sorglos der Zukunft entgegen sehen konnten und das unausbleibliche Steigen des Werthes ihres Eigenthums ihnen materielle Vortheile mühelos in den Schooß werfen mußte, die sie von jetzt ab nur mit schwerer Arbeit sich erkämpfen können.

Neben dem Ackerbau findet der Kolonist seinen Verdienst auch in der Viehzucht, oder, wie ein in diesem Buche schon mehrfach erwähnter Autor sich ausdrückt, „der Kolonist kann seine Einnahme erzielen a) durch Ackerbau, b) durch Viehzucht, c) durch rationelle Geflügelzucht, d) durch Schweinezucht u. a. m.“ Dieser Eintheilung in verschiedene coordinirte Klassen gemäß sollte man glauben, daß in Argentinien die Schweinezucht etwas von der Viehzucht generell völlig verschiedenes sei, daß die Zucht von Vieh im allgemeinen diejenige von Schweinen im besonderen nicht in sich begreifen könne, mit einem Worte, daß das Schwein dort nicht unter das Vieh gezählt werde, wie dies sonst in der Welt üblich zu sein pflegt. Trotz jener Autorität auf dem Gebiete argentinischer Zustände können wir jedoch hier die Versicherung abgeben, daß man auch in Argentinien in dem Schweine kein über oder unter dem Vieh stehendes Wesen erblickt und daß man auch dort ganz allgemein von einer Viehzucht der Kolonisten sprechen darf, ohne das Schwein principiell von derselben auszuschließen. Allerdings wird dort das Schwein lange nicht in demselben numerischen Verhältnisse gezüchtet wie Pferde, Rinder und Schafe, aber man züchtet es doch und fabrizirt nz vortreffliche Schinken aus seinen Schenkeln, sowie sehr gute ʒürste aus seinen Därmen und seinem Fleische, ohne daß man abei sich etwa Gedanken darüber machte, etwas anderes als ein ieh gezüchtet, geschlachtet und zu Schinken oder Würsten verarːitet zu haben. Die Viehzucht erstreckt sich bei den dortigen Kolosten und zumal den Deutschen immer mehr auch auf die Schweine-

zucht, da man den inneren Werth dieser äußerlich so unschönen Thiere immer eifriger schätzen und lieben lernt. Und in der That bildet auch ein saftiges Stück Schweinefleisch neben dem ewigen und unvermeidlichen Schaf- und Ochsenfleisch zuweilen eine recht angenehme Abwechslung auf dem Tische des Ansiedlers. Bis heute züchtet man freilich das Schwein im allgemeinen nur als Luxusthier, mit dem man vor seinen Nachbaren Staat machen kann und welches zur Befriedigung lukullischer Gelüste seines Eigenthümers dient, während die Zucht von Pferden, Ochsen und Schafen für den Ackerbauer theils eine Nothwendigkeit ist, theils in wichtiger Weise zu seinen Einnahmen beiträgt, und daher spielt denn neben den drei letzteren das erstere unreine Thier nur eine höchst nebensächliche Rolle in der Oekonomie des Kolonisten. Man ertheilt diesem aus Gründen landwirthschaftlicher und finanzieller Natur gegenwärtig vielfach den Rath, sich nicht allein auf den Ackerbau, sondern in gleichem Maße auch auf die Viehzucht zu verlegen, eine Ermahnung, die auch auf fruchtbaren Boden zu fallen scheint. Denn fast überall findet man im Besitze der Kolonisten kleine Heerden von Schafen, Pferden und Kühen oder Ochsen. Von einer großartigen Viehzucht, wie die Estanzieros sie betreiben, kann allerdings bei den Ackerbaukolonisten keine Rede sein. Ein solcher Betrieb erfordert einen sehr ausgedehnten und arrondirten Landkomplex, und ganz abgesehen von den hierzu nothwendigen bedeutenden Mitteln ist auf den Kolonien das Land durch die Parzellirung in kleine, den verschiedensten Eigenthümern gehörige Grundstücke derartig vertheilt und zerrissen, daß die Erwerbung eines großen zusammenhängenden Areals in der Regel eine Unmöglichkeit wäre. Man begnügt sich besten Falles damit, die eine Hälfte seines Eigenthums als Ackerboden und die andere als Viehweide zu benutzen. Der Kolonist kann auf diese Weise das für die Haushaltung nöthige Fleisch sich verschaffen, seine Zug- und Reitpferde, die Zugochsen und Milchkühe sich ziehen und auch gelegentlich das eine oder andere Stück Vieh verkaufen. Der Unterhalt der Thiere kostet ihn nichts, sie werden nur ausnahmsweise bei großer Trockenheit oder wenn sie besonders anstrengende Dienste verrichten sollen, einmal gefüttert, und so trägt der Verkauf der für den eigenen Bedarf überflüssigen Thiere trotz ihres billigen Preises immer noch einen schönen, nicht zu verachtenden Gewinn ein. Wenn es nun auch eine übertrieben optimistische Ansicht ist, daß man, wie der zuletzt erwähnte Herr

Verfasser schreibt, bei einer Milchkuh auf einen jährlichen Ertrag von 1500 Liter Milch à 32 Pfg. = 480 Mark rechnen könne, so daß also das Halten von 20 Kühen, welche ein Kapital von etwa 1000—1200 Mark in der Provinz Buenos=Aires repräsentiren, jährlich mit 9600 Mark sich rentiren würde, so liegen im allgemeinen die Dinge doch so, daß jeder Kolonist, wenn er nur arbeiten will und nicht in besonders ungünstige Verhältnisse hineingerathen ist, ohne allzugroße Anstrengung sein reichliches Brod sich verdienen kann. Das ist der gewaltige Vorzug, den Argentinien und in erster Linie die Provinz Buenos=Aires vor andern Ländern und speziell vor Europa hat. Ein von Nahrungssorgen freies Leben bietet sich auf den dortigen Kolonien überall mit der sichern Aussicht, durch Fleiß und Sparsamkeit früher oder später zu Wohlstand und zu Vermögen zu gelangen, alle weitergehenden Erwartungen dagegen, die man etwa an das dortige Leben stellt, werden nur unangenehme Enttäuschungen im Gefolge haben, wenigstens für den Einwanderer germanischer Rasse. Wer auf den Kolonien höhere Genüsse oder Freuden sucht als diejenigen, welche aus dem zeitweiligen Verkehre mit Landsleuten, aus dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und eines durch redliches Streben ständig fortschreitenden Wohlstandes sich ergeben, dem rathen wir entschieden ab, nach jenen aus Romanen und Germanen zusammengesetzten Ackerbaukolonien der Provinz Buenos=Aires sich zu wenden. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß eine gewisse Festigkeit des Charakters dazu gehört, um auf diesen gemischten Kolonien und besonders auf den schon längere Zeit bestehenden und stärker bevölkerten nicht den moralischen Halt zu verlieren. Denn wenn, wie wir oben auseinandersetzten, der krasseste Materialismus das ganze dortige Leben durchzieht und die Triebfeder alles Strebens ist, so kann es sich nicht fehlen, daß bei der Brutalität, mit welcher derselbe unter der durchweg ungebildeten Bevölkerung als Ursache zu Tage tritt, er ebenso brutal da sich zeigt, wo um die gelegentliche Erreichung seines Endzweckes es sich handelt. Das Geld selbst ist nur Mittel zu diesem Endzwecke, :r meistens in nichts anderem besteht als in Genüssen der niedrigsten nd rohesten Art. Von dem übermäßigen Schnapstrinken, das in so iderwärtiger Weise immer mehr um sich greift, wollen wir hier och schweigen, aber wie traurig sieht es sonst mit der Moral unter er Campbevölkerung aus! Die eine Thatsache, daß mit dem Em-)rblühen der Kolonien resp. Campstädtchen sofort die öffentlichen

Häuser wie Pilze aus der Erde hervorschießen und ebenso stark wie ungenirt, selbst von verheiratheten Männern, besucht werden, mag genügen, um einigermaßen den Unterschied zwischen unserm Landleben und demjenigen der dort miteinander hausenden verschiedenen Völker darzuthun. Mit dem Fortschreiten des Wohlstandes hält die wachsende Corruption leider gleichen Schritt und zwar in einer Weise, daß es dem für das große Publikum schreibenden Autor zuweilen unmöglich wird, mit ihren Auswüchsen nur andeutungsweise sich zu beschäftigen. Wehe aber dem Deutschen, der nicht Standhaftigkeit genug besitzt, den ihm von allen Seiten winkenden Lockungen zur Unmäßigkeit und zur Ausschweifung sich zu entziehen! Er wird dann unfehlbar zum Lumpen und Vagabunden, während der Romane merkwürdiger Weise fast stets die nöthige moralische Kraft besitzt, um nach den Extravaganzen des vorhergehenden Tages kaltblütig zu seiner regelmäßigen Beschäftigung zurückzukehren. Wer jemals die Provinz Buenos-Aires durchreist hat, der weiß auch, wie häufig man dort solchen heruntergekommenen Deutschen begegnet. Sie arbeiten nur so lange, als die Sorge um den Lebensunterhalt sie dazu zwingt, in welchem Falle sie sich irgendwo als Knechte verdingen, so wie sie aber eine gewisse Summe sich erworben haben, wird die Arbeit an den Nagel gehängt und in wenigen Tagen das ganze sauer verdiente Geld bis auf den letzten Centavo verausgabt. Diese Menschen bilden eine wahre Pest für das Land und besonders für ihre dortigen Landsleute. Immer kreuzfidel und äußerst freigebig, regaliren sie jeden, der in die von ihnen gewählte Fonda eintritt, mit Getränken, halten ihn fest, um ihn zum Kartenspielen zu nöthigen und stellen ihm dabei die Annehmlichkeiten ihres Daseins in so verlockenden Farben vor, daß fast regelmäßig der eine oder andere den Versuchern zum Opfer fällt. Das ganze Hab und Gut dieser Herrschaften, unter denen man viele sogen. gebildete Leute antrifft, und die sich sehr gern caballeros (Reitersmänner oder Ritter) nennen hören, besteht aus einem Rößlein nebst Sattel oder Decke, einem Poncho (einem viereckigen gelbbraunen Tuch, welches in der Mitte ein Loch hat, durch welches man den Kopf steckt und dann das Tuch über die Schultern wirft), einem kompleten aber meist recht zerlumpten und wer weiß wie oft geflickten Anzuge, einem Paar Baskenschuhen (alpargatas) und einem oder auch keinem Hemde sowie Reisemütze oder Schlapphut. So durchziehen sie in Gesellschaft und hoch zu Roß das ganze Land, kehren in jeder

Wirthshause ein, so lange noch einer von ihnen einen Peso in der Tasche hat, und suchen sich, nachdem das letzte Geld den Weg alles Irdischen gewandelt, wieder Arbeit oder erbetteln sich auch, so lange sie keine gefunden haben, bei irgend einen gastfreien Kolonisten die nöthige Beköstigung, während ihr Bett der offene Camp und ihre Bettdecke der blaue Sternenhimmel über ihnen bildet. Man hat mir schon mehr wie einen Deutschen in der Provinz Buenos-Aires gezeigt, der früher sein eigenes Anwesen besaß und durch Fleiß und Solidität es ganz gut vorwärts brachte, der aber derartigen Camprittern in die Hände fiel und bald ein ebenso lüderliches Subjekt wurde wie jene selbst. Ehrlich sind diese Leute im allgemeinen, sie würden lieber Hunger leiden als das geringste wegnehmen, was ihnen nicht gehört, aber entsetzlich leichtsinnig, heruntergekommen durch das unmäßige Trinken und sonstige Ausschweifungen, überhaupt gänzlich unfähig zu einem Leben voller anhaltender und ernster Arbeit. Sie liefern den faktischen Beweis für dasjenige, was ich früher bereits anführte, daß man in Argentinien und speziell in der Provinz Buenos-Aires entweder hart arbeiten muß und dann vorwärts kommt oder aber daß man zurück und zu Grunde geht. Einen Stillstand oder einen Mittelweg gibt es in diesem Lande des Materialismus, wo alles mit dem Strome schwimmt, der zu möglichst raschem Gelderwerbe führen soll, nun einmal nicht. Vielleicht noch Niemand, der nach Argentinien kam, hat seinen anfänglichen Besitzstand unverändert behauptet; er ist entweder zu Wohlstand und Reichthum gelangt oder vollständig verarmt und verlumpt. Ein Stillstand im Erwerben ist dort gleichbedeutend mit Rückschritt und voranzuschreiten oder zurückzugehen heißt die eiserne Alternative, vor welche jeder gestellt ist, der in Argentinien seine Zukunft zu begründen gedenkt.

Kapitel VI.

Die Kolonie Tornquist im Süden der Provinz Buenos-Aires.

Wenn man auf der Südbahn der Provinz Buenos-Aires, welche von dem Constitutionsplatze in der Stadt Buenos-Aires aus in direkter Linie bis nach Bahia Blanca führt, jene ungeheuren südlich vom La Plata gelegenen Ebenen durchfliegt, so empfindet man alles andere eher denn ein besonderes Vergnügen oder Behagen bei dieser langen und langweiligen Fahrt. Anfangs ist die Reise allerdings noch ziemlich erträglich, in der Nähe der Hauptstadt eilt man an einem freundlichen Städtchen nach dem andern vorüber, ganz stattliche Waldungen sind mitunter dort angelegt, zwischen deren Bäumen weiß angestrichene Villas, umgeben von wohlgepflegten Gärten anmuthig hervortreten, saubere und große Gasthäuser mit englischen oder französischen Aufschriften scheinen den Reisenden einladend zuzuwinken, die Häuser in den Städtchen sehen solide und gutunterhalten aus, man befindet sich mit einem Worte in einer Gegend, wo die vordringende städtische Cultur schon sehr bedeutende Eroberungen gemacht hat. Unwillkürlich empfindet man das Gefühl beim Anblicke dieser idyllischen, halb ländlichen und halb städtischen Niederlassungen, als würde man dort wohler und zufriedener sich fühlen, als in der kosmopolitischen und mit allem Comfort der Neuzeit ausgerüsteten Stadt der guten Lüfte selbst. Jenes anziehende Bilt verändert sich indessen schon nach einigen Stunden vollständig und zwar keineswegs zu seinem Vortheile. Die Städte werden immer seltener, so daß der Zug mitunter 50 bis 60 Minuten gebraucht

um von der einen zur andern zu gelangen, auch ihr Aussehen wird weniger ansprechend, es wird uncivilisirter und saloper, um mich dieses bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen, und dazwischen sieht man denn nichts wie den monotonen Camp mit seinem gelbgrünen oder gelbbraunen Grase und den hier und da weidenden Pferden, Rindern und Schafen. Zahlreiche Cadaver dieser Thiere, die in allen Stadien der Verwesung jeden Augenblick neben dem Bahngeleise an uns vorüberhuschen, dienen gleichsam zur Staffage der Landschaft, deren eintöniges und tristes Aeußere selbst durch eine zuweilen auftauchende Lagune, einen Bach oder ein Flüßchen kaum größere Reize erhält. Ganz amüsant sind freilich die zahlreichen Vögel, unter denen besonders Kraniche und Flamingos auffallen, welche an einzelnen Lagunen sich herumtummeln und einen Lärm machen, den man selbst durch das Getöse des Eisenbahnzuges auf weite Entfernung deutlich vernehmen kann, aber eine solche Lagune ist in wenigen Minuten unserm Auge entrückt und das Einzige, was man wiederum sieht, ist die Steppe neben und vor und der blaue wolkenlose Himmel über uns, der wie eine ungeheure krystallene Kuppel die Erde am Horizont von allen Seiten zu umspannen scheint. Eine kleine Abwechslung kommt in das halbschlummerähnliche Leben, welches man in dem Eisenbahncoupé führt, wenn, was nicht selten geschieht, die Lokomotive plötzlich einen gellenden und langanhaltenden Pfiff ertönen läßt. Alles stürzt auf dieses Signal hin nach den Fenstern, man weiß, daß eine Viehherde auf dem Geleise sich befindet, und sieht nun mit ängstlicher Spannung zu, wie die Maschine die Thiere von dem Geleise verjagt. In hastigen Sprüngen eilen dieselben nach beiden Seiten auseinander, manchem jedoch gelingt es nicht mehr, sich rechtzeitig zu retten, es wird von dem keilförmigen Gerüste, welches vorn an der Lokomotive dicht über dem Schienengeleise angebracht ist, erfaßt und mit gebrochenen Rippen oder Beinen aus dem Wege geschleudert, wo es langsam verendet, wenn nicht ein zufällig vorüberkommender Reiter sich die Mühe gibt, abzusteigen und ihm den Gnadenstoß zu versetzen. Die meisten der Cadaver, welche man auf einer Fahrt durch die Provinz Buenos-Aires zu sehen bekommt, ollen von solchen Zusammenstößen zwischen Vieh und Eisenbahnügen herrühren.

In Sommer herrscht eine sehr drückende Hitze in den Waggons d im Winter wird es, besonders je näher man dem Süden kommt,

zuweilen recht empfindlich kalt in denselben, was im Vereine mit der vorher geschilderten Monotonie der Umgebung die Reise noch um so unbehaglicher macht. Die Wagen der Südbahn sind übrigens im Innern recht hübsch und bequem eingerichtet, und zwar nicht nur diejenigen der I., sondern auch diejenigen der II. Klasse. Eine III. oder gar IV. Klasse kennt man, wie überall in Südamerika, auf dieser Linie nicht. Die Wagen sind sehr lang und durchlaufend im Innern, je vier Personen sitzen sich an den Seiten gegenüber, so daß jede durch die großen Fenster einen ungehinderten Blick in's Freie genießt. Den Passagieren der I. Klasse steht gegen eine Extravergütung von vier Nacionales Papier (16 Francs) das Recht auf Benutzung der Schlafwagen zu, wo man in vortrefflichen Betten ruhig schlummernd die angenehmsten Stunden der interessanten Fahrt verbringen kann. In der ersten Zeit als die Südbahn eröffnet wurde, war die Einrichtung in den Waggons I. Klasse eine wahrhaft luxuriöse, die Sitze waren vortrefflich gepolstert und mit Ueberzügen aus Sammtplüsch versehen, auf dem Fußboden lagen feine Teppiche u. s. w., aber sehr bald stellte sich die Nothwendigkeit heraus, hierin eine Aenderung zu schaffen. Dank den liebenswürdigen Gewohnheiten der Romanen, denen nichts verhaßter zu sein scheint als Reinlichkeit in ihrer Umgebung und welche daher alles zu beschmutzen und zu verunreinigen pflegen, womit sie in Berührung kommen, welche die schmierigen Stiefel auf die sammtenen Kissen legten und trotz genügender Aschbecher Cigarettenasche und Stummel auf die theuren Teppiche warfen und dann darauf spuckten, so daß dieselben schon nach einer Reise häufig nicht mehr zu gebrauchen waren, sah sich die Eisenbahndirektion veranlaßt, in den Waggons I. Klasse nur solche Gegenstände und Einrichtungen anzubringen, welche mit Wasser, Bürste und Seife sich reinigen lassen. Ganz unbeschreiblich betragen sich die Reisenden romanischer Rasse erst dann, wenn sie in den kleinen Räumen am Ende eines jeden Waggons, wo unter andern auch Waschwasser und Seife zu haben sind, allein und ungesehen sich befinden. Ich kann leider nicht umhin, dieses Thema zu berühren, weil es für die eigenartigen Gewohnheiten dieser Leute zu charakteristisch is[t,] will mich aber aus gewissen Gründen auf die Bemerkung beschränken daß es nach deutschen Anschauungen kaum Ausdrücke gibt, die diese Betragen scharf genug kennzeichnen und brandmarken könnten.

Die Schienengeleise der Südbahn, welche einer englischen Con

pagnie gehört, haben eine Gesammtlänge von 825 $^{1}/_{2}$ engl. Meilen (etwas über 1500 Kilometer), im letzteren Halbjahre vertheilte die Gesellschaft eine Dividende von 7 $^{1}/_{2}$ $^{0}/_{0}$, also ein recht hübsches Resultat, wenn man in Betracht zieht, wie schwach bevölkert das Land ist, welches die Bahn durchschneidet. Man muß es den Engländern lassen, daß sie sich darauf verstehen, wo in der Fremde Geld zu verdienen ist, sie besitzen einen bedeutenden Scharfblick in der praktischen Würdigung der materiellen Verhältnisse eines Landes und bei aller kaufmännischen Vorsicht doch einen muthigen Unternehmungsgeist. Das englische Kapital beherrscht das ganze La Plata-Gebiet, während von deutschem Gelde eine demgegenüber kaum in Betracht kommende Summe und dabei nur ganz vereinzelt in meist unbedeutenden Beträgen dort angelegt ist. Bei uns im Lande der Theorien und des ängstlichen Sparsystems liebt man es, sein Augenmerk vorzugsweise nach solchen Gegenden zu richten, wo zwar verhältnißmäßig wenig Kapital zu irgend einem Unternehmen erfordert wird, wo aber, wie andere Leute schon längst herausgefunden haben, auch für das kleinste Kapital keine Zinsen oder Dividenden zu holen sind.

Die Entfernung von Buenos-Aires nach Bahia Blanca beträgt dem Eisenbahngeleise nach etwa 700 Kilometer und um diese Strecke zu durchlaufen gebraucht der einmal täglich zwischen den beiden Endpunkten der Bahn verkehrende Zug 26 Stunden, legt also durchschnittlich circa 27 Kilometer per Stunde oder noch nicht $^{1}/_{2}$ Kilometer in der Minute zurück. Da sollte man nun meinen, derselbe führe etwa mit der Geschwindigkeit unserer Güterzüge, dieses ist jedoch keineswegs der Fall. Die Züge der Südbahn fahren vielmehr ebenso schnell wie unsere Schnellzüge, die Schuld an der elend langsamen Beförderung trägt allein die argentinische Regierung, welche genau vorschrieb, wann die Züge von jeder einzelnen Station abfahren dürfen, hierbei voraussetzend, daß die Zugführer nun auch die nöthige Zeit sich ließen, um in aller Gemüthsruhe die nächste Haltestelle zu erreichen. Das fällt denselben indessen gar nicht ein, e fahren im Gegentheil mit voller Dampfkraft dahin, um desto jer am Ziele anzukommen und mit Bekannten ein viertel oder uch ein halbes Stündchen angenehm verplaudern zu können. Der eisende, welcher zum ersten Male diese Fahrt mitmacht, wundert ich dann jedesmal höchlich, weßhalb der lange und unnütze Aufnthalt stattfindet, denn selbst eine Restauration gibt es auf den

Stationen der Südbahn nur ausnahmsweise und das sind diejenigen, wo der Zug zur üblichen Zeit des Frühstücks oder Mittagessens eintrifft. Dort ist der halbstündige Aufenthalt allerdings sehr wohl angebracht, aber weßhalb man auf allen andern Stationen die Abreise so und so lange verzögert, das begreife wer da will. Denn die durch die spätere Abfahrt bezweckte größere Sicherheit der Reisenden wird ja doch nicht erreicht, da notorisch das nicht ausdrücklich vorgeschriebene langsame Fahren auch niemals stattfindet.

Diese und noch mancherlei andere Gedanken ganz eigener Art drängen sich dem Reisenden auf, der in einem Wagen der unter englischer Verwaltung aber argentinischer Obervormundschaft stehenden Südbahn in der Richtung nach Bahia Blanca dahinfährt. Azul, eine Stadt, der nochmals eine große Zukunft bevorsteht, wird passirt, ebenso die sogen. deutsch-russische Kolonie Olavarria mit dem Städtchen gleichen Namens als Centralpunkt, in welchem Russen sowohl wie Deutsche zu den seltenen Erscheinungen gehören, wieder durcheilt man während 7—8 Stunden den öden und flachen Camp, um nur hier und da an einer unscheinbaren Station Halt zu machen, dann aber verändert sich mit einem Male der Charakter der Landschaft in auffallender Weise. Vor uns in der Ferne tauchen die Gipfel von hohen dunkeln Bergkegeln aus der Ebene empor, welche, je mehr wir uns ihnen nähern, als eine zusammenhängende Gebirgskette sich erkennen lassen. Bald fahren wir dicht an der letzteren vorüber, die zu unserer Linken noch weit in der Richtung nach dem Meere zu sich zu erstrecken scheint, man bewundert die stellenweise groteske Formation dieser so ganz unerwartet uns hier entgegentretenden felsigen Berge, man wird aufgeheitert durch das eigenartige Gefühl, welches die urplötzliche Versetzung aus der vollkommensten Ebene in eine interessante Gebirgslandschaft in uns hervorruft, und so schwinden die nächsten Stunden schnell und angenehm vorüber. Noch sind wir in die Betrachtung der so veränderten Umgebung versunken, als der Zug langsamer zu fahren beginnt und gleich darauf in den Perron eines ganz ansehnlic[illegible] Bahnhofsgebäudes. einläuft. Große Tafeln mit der Aufsch[illegible] Estacion Tornquist geben uns zu erkennen, daß wir am v[illegible] läufigen Ziele unserer Reise, auf der Station und der Kolo[illegible] Tornquist angelangt sind. Wir nehmen daher unser Handge[illegible] zu uns und verlassen mit einem Seufzer der Befriedigung über [illegible]

Ende der Fahrt unsern Wagen, um in dem wenige Schritte hinter dem Stationsgebäude gelegenen Hotel der Herren Simmermacher, More & Cie. für die Strapazen und Entbehrungen der Reise uns zu entschädigen.

Wenn ich der Kolonie Tornquist ein eigenes umfangreiches Kapitel in diesem Buche widme, so geschieht dies einmal deßhalb, weil ich darin manches, was zur detaillirten Schilderung des Camplebens überhaupt dienen kann, mitzutheilen gedenke, zweitens aber und ganz besonders aus dem Grunde, weil diese Kolonie einer eingehenden Beachtung in einem Maße würdig ist wie keine zweite am La Plata; sie ist voraussichtlich berufen, den Beginn einer ganz neuen Epoche in der Geschichte der germanischen Kolonisation in Argentinien zu bilden. Wiederholt habe ich früher bereits, ehe von der Kolonie Tornquist überhaupt die Rede war, in deutschen und schweizerischen Zeitungen die von den gründlichsten Kennern der dortigen Verhältnisse getheilte Ansicht entwickelt, daß am La Plata für unsere deutschen Auswanderer nur dann ein sicheres Heil zu erwarten ist, wenn einmal eine Kolonie daselbst gegründet würde, wo sie — abgesehen von den erforderlichen Bedingungen hinsichtlich des Klimas, des Bodens und der Absatzfähigkeit für ihre Produkte — mit den nöthigen Garantien für ihre Abgeschlossenheit von den Romanen und die Erhaltung ihrer heimischen Sitten und Gewohnheiten umgeben würden. Allen Anforderungen aber, welche man in Betreff irgend eines der obigen Punkte an ein Kolonie-Unternehmen überhaupt stellen könnte, wird diese Kolonie, welche im August 1885 von den Herrn E. Tornquist & Cie. in Buenos-Aires gegründet wurde, in vollsten Maße gerecht.

Das dortige Besitzthum der Herren E. Tornquist & Cie. umfaßt ein zusammenhängendes Areal von 45 Quadratleguas oder 1125 Quadratkilometer (112 500 Hektar), welches unter dem $38^{1}/_{2}{}^{0}$ südl. Breite und 62^{0} westl. Länge von Greenwich ungefähr 250 Meter über dem Meere gelegen ist. Von diesem nach deutschen Begriffen wahrhaft fürstlichen Besitzthum sind vorläufig 7 Leguas der 175 Quadratkilometer für die Zwecke der Kolonisation vernessen und in einzelne Loose eingetheilt, alles andere Land dient um Estanziabetriebe, also zur Viehzucht. Kommt man von Buenos-lires nach Tornquist, so liegt das Kolonieland direkt zur linken Seite des Bahngeleises, das Territorium auf der rechten Seite gegen gehört zu der Estanzia, deren Verwaltungssitz etwa 20

Kilometer hinter der Station nach westlicher Richtung zu sich befindet. Die zu diesem Verwaltungssitze gehörigen Gebäulichkeiten liegen in einem kesselartigen Thale, so daß man dieselben erst erblickt, wenn man dicht vor ihnen steht. Sie bestehen aus verschiedenen stattlichen und im Innern höchst comfortabel eingerichteten einstöckigen Häusern für die Beamten der Estanzia, den Verwalter, Mayordomo, Buchhalter 2c., den Wohnungen für die Knechte, den Ställen für das aus England und Deutschland importirte Racezuchtvieh, insbesondere für die prachtvollen Hengste, Bullen und Kühe, die ebenso wie in Deutschland Jahr aus Jahr ein in warmen Ställen stehen und mit Heu und Klee gefüttert werden, ferner sind dort großartige gebäuliche Einrichtungen für das Baden und Scheren der Schafe, für das Verpacken der Wolle mittelst ebenso sinnreicher wie kostspieliger Maschinen vorhanden, sodann ein Schlachthaus, ein Magazin für die Häute u. dgl. mehr. Hinter den Wohnungen der Beamten hat man vortreffliche Obst= und Gemüsegärten angelegt, vor den Häusern dagegen überall sehr schön gedeihende Zierbäume angepflanzt, dichtbelaubte Weinreben ziehen sich üppig an den Mauern der Gebäude empor, und die Wege endlich, welche zwischen den zu einem großen, nach der Vorderseite offenen Vierecke angelegten Bauten nach allen Richtungen hinführen, befinden sich in einem ebenso tadellos guten und reinlichen Zustande, wie die hellangestrichenen, freundlichen Häuser. Das Ganze macht etwa den Eindruck einer einsamen, aber recht idyllischen und zu einem ruhigen und beschaulichen Dasein vorzüglich geeigneten menschlichen Niederlassung, der man auf den ersten Blick es ansieht, daß es an dem nöthigen Gelde ihrem Eigenthümer jedenfalls nicht gebricht. Die Erbauung der Estanzia=Gebäulichkeiten zu einer Zeit, wo noch keine Eisenbahn in der Gegend existirte und wo alles Baumaterial per Wagen von Bahia Blanca aus herbeigeschafft werden mußte, hat jedenfalls enorme Summen verschlungen. Abgesehen von diesem Administrationsorte und einem weiter nach Westen vorgeschobenen bedeutend kleineren Verwaltungsgebäude nebst Stallungen für die Race=Zuchtschafe, welches den Namen Cordoba führt, befindet [illegible] auf dem gesammten übrigen zur großen Estanzia gehörigen u[illegible] über 900 □=Kilometer umfaßenden Terrain kein Wohnsitz [illegible] Menschen mehr, sofern man nicht etwa die vereinzelten Ranc[illegible] der Hirten als solche ansehen will.

Bei demjenigen Leser, der an die landwirthschaftlichen Verh[illegible]

nisse in Deutschland gewohnt und mit den südamerikanischen nicht vertraut ist, wird gewiß die Mittheilung einiges Staunen erregen, daß zu dieser Estanzia über 150 000 Stück Vieh (Pferde, Rinder und Schafe zusammen gerechnet) gehören, obwohl dieselbe erst vor 8 Jahren in's Leben gerufen wurde. Bis dahin hausten nämlich auf dem jetzigen Tornquist'schen Eigenthume als unbestrittene Herren die Indianer, und wer sich auf ihr Gebiet wagte, hatte zu befürchten, gefangen genommen und entweder gegen schweres Lösegeld freigelassen, oder in die Gefangenschaft geführt und auch wohl um's Leben gebracht zu werden. Daher ist es erklärlich, daß jenes herrliche Stück Land noch vor 8 Jahren sozusagen eine terra incognita bildete, selbst bis in die neueste Zeit hatte fast Niemand, seine Eigenthümer vielleicht nicht ausgenommen, ein richtiges Verständniß für die großartigen Vorzüge desselben. Erst als vor zwei Jahren die Südbahn durch das Tornquist'sche Besitzthum bis nach Bahia Blanca geführt wurde, fing man an zu begreifen, welcher Werth und welche Bedeutung für die Zukunft diesem Gebiete innewohnten. Wie der Direktor der dortigen Kolonie, Herr Hugo Rödiger aus Sachsen, ein Herr, der aus eigener, zehnjähriger ununterbrochener Anschauung die Verhältnisse auf den Ackerbaukolonien in der Provinz Buenos-Aires von Grund aus kennt, mir erzählte, sei er ganz entzückt gewesen, als er kurz nach Eröffnung der Bahnstrecke bis Bahia Blanca durch das Tornquist'sche Besitzthum gereist sei. Sobald er in Erfahrung gebracht, wem dasselbe gehöre, habe er sich sofort zu Herrn Tornquist begeben und ihm den Vorschlag gemacht, dort eine rein deutsche Ackerbaukolonie, das Ideal aller patriotischen Deutschen in Argentinien, zu gründen. Durchdrungen von dem festen Vertrauen auf die Zukunft des Unternehmens erklärte Herr Rödiger sich bereit, seine damalige sehr einträgliche Stellung sofort aufzugeben und sich ganz dieser Kolonie zu widmen, vorläufig ohne jede Entschädigung von Seiten des Hauses Tornquist. Nach langem Widerstreben ging die letztgenannte Firma endlich auf den Vorschlag ein, und es wurden zunächst 4 Leguas für Kolonisten r[illegible]nessen, denen bald drei weitere Leguas zu demselben Zwecke f[illegible]ten. Die Hoffnungen, welche Herr Rödiger in das Unternehmen s[illegible]e, haben sich bis dahin glänzend erfüllt. In nicht ganz einem [illegible]re haben sich 34 Kolonistenfamilien daselbst niedergelassen, und z[illegible]r fast ausnahmlos solche, welche schon viele Jahre in Argent[illegible] und Uruguay als Ackerbauer sich ernährt hatten, also sehr

wohl den Werth des Landes, welches sie kauften, zu beurtheilen wußten. Als ich mich in Tornquist befand, wurden in wenigen Tagen 40 weitere Familien aus dem La Plata Gebiete angemeldet. Das sind Erfolge, wie sie in der Geschichte der argentinischen Kolonisation, sofern man in Betracht zieht, daß hier keinerlei Vorschüsse gewährt werden sollen, beispiellos dastehen.

Das bis jetzt vermessene Kolonieland ist wie überall in der Provinz Buenos-Aires ein vollkommen ebenes, nur hier und da sanft wellenförmig gebogenes Terrain, welches theilweise vor den Bergen in östlicher Richtung bis an das Bahngeleise sich erstreckt, theilweise auch völlig versteckt zwischen den Bergen gelegen ist. Die letzteren Partien des Landes machen einen besonders freundlichen, zum Bleiben einladenden Eindruck, ohne daß dort der zum Ackerbau geeignete Boden eine andere, die Bearbeitung erschwerende Gestaltung annähme. Zwei schmale aber sehr tiefe und krystallhelle Flüsse sowie noch eine Menge Nebenarme derselben oder vielmehr kleine Bäche durchziehen nach allen Richtungen das Land, und auch verschiedenen Quellen in den Bergen entströmt ein sehr gutes und kühles Trinkwasser. Ebenso stößt man beim Bohren in die Erde in einer Tiefe von 8—20 Meter überall auf gutes Wasser, so daß hieran nirgendwo Mangel herrscht oder ein solcher doch leicht beseitigt werden kann. Der mit etwas Sand untermischte Boden besteht aus einer schwarzen Humusschicht, welche eine Stärke von 0,60—1,50 Meter erreicht und unter der sich ein lehmiger Untergrund befindet. Auf diesem ausgezeichneten Boden gedeihen denn auch bei einem Klima, welches von demjenigen Süddeutschlands vielleicht nur dadurch sich unterscheidet, daß im Winter der Thermometer selten einmal und höchstens bis auf —2° Réaumur herabsinkt, die meisten europäischen Getreide-, Obst- und Gemüsearten vortrefflich. Man hat daselbst bereits mit gutem Erfolge Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Lein und Kartoffeln angebaut und besonders die letzteren lieferten ausgezeichnete Erträge. Vom Lein, den man in Argentinien der gegenwärtigen niedrigen Weizenpreise wegen sehr stark kultivirt, benutzt man dort allgemein nur die Saat, mit der Gewinnung des Flachses dagegen will sich Niemand abgeb
wie mir gesagt wurde, weil die Arbeitslöhne zu hoch sind. W
gut Obstbäume und europäisches Gemüse in der Gegend von Tor
quist vorwärts kommen, davon kann man sich auf der großen Estan
überzeugen, da jedoch die Kolonie erst seit einem Jahre besteht

das Bauen der Wohnungen, das Ackern und die Erledigung sonstiger dringender Geschäfte alles, was an Zeit und Arbeitskraft zu erübrigen war, vollständig für sich in Anspruch nahmen, so konnte dort von Baumpflanzungen bis dahin wenig die Rede sein. Indessen hatte man bereits kräftige Vorarbeiten gemacht, um mit der Anlage von Baumschulen für die verschiedensten Obstsorten, insbesondere für Aepfel-, Birn-, Kirsch- und Nußbäume demnächst zu beginnen und auch der Cultur von Nutzhölzern, vor allem von Tannen, Fichten und Eichen wird man eine große Sorgfalt zuwenden. In dieser Beziehung werden dort keine Kosten gescheut. Erhält einmal diese jetzt schon so anmuthige Gegend durch die Anwesenheit von deutschen Bäumen und Waldungen noch weitere Reize, so muß sie jedem, der bis dahin mit den normalen Schönheiten der argentinischen Natur vorlieb nehmen mußte, wie ein wahres Paradies erscheinen, aber auch der ankommende Europäer, der größere Anforderungen an seine Umgebung zu stellen gewohnt ist als der Argentiner, wird sich dort vollkommen heimisch fühlen. Eine heimische Luft scheint jetzt schon durch diese Berge und über die vielfach beackerten Felder zu wehen, den Eindruck empfängt man sofort, wenn man in Tornquist anlangend plötzlich überall die deutsche Zunge erklingen hört und wenn man die so auffallend und so vortheilhaft von dem gesammten weiter nördlich gelegenen Terrain sich unterscheidende Landschaft vor sich sieht.

Ebenso wie die Kolonie durch Klima und Bodenbeschaffenheit dem Ansiedler alle möglichen Vortheile an die Hand gibt, ebenso günstig sind für denselben die bestehenden Verhältnisse in Bezug auf den Absatz seiner Produkte. Direkt an der Station einer Eisenbahn wohnend, welche Bahia Blanca mit Buenos-Aires verbindet, haben die Kolonisten tagtäglich Gelegenheit, ihre Produkte nach einem dieser wichtigen Absatzmärkte zu befördern. Von Bahia Blanca ist Tornquist nur 70 Kilometer entfernt, und nicht nur ist jene Hafenstadt selbst mit ihren 5000 Einwohnern ein sehr consumfähiger Abnahmeort für fast alle Produkte der Kolonie, sondern es wird auch von dort aus ihr gesammter Export Schiff sich bewerkstelligen lassen. Im nächsten Kapitel werden ausführlicher auf die Stadt Bahia Blanca und ihren Hafen rückkommen, wir beschränken uns jetzt darauf, auf die Nähe diewichtigen Hafenplatzes hinzuweisen, sowie auf die Vortheile che hieraus für die Kolonisten von Tornquist entspringen. Vor

einiger Zeit las ich allerdings einmal in einer Schweizer Zeitung den Aufsatz eines offenbar in krassester Ignoranz über südamerikanische Verhältnisse sein Dasein führenden Autors, der aber gleichwohl wie so mancher andere Unberufene über die Kolonisation am La Plata ein Wörtlein mitsprechen zu müssen glaubte, und nun einige der herzlichsten Theilnahme würdige Witze darüber zu reißen versuchte, daß man in Südamerika häufig von einer bequemen Absatzgelegenheit rede, wenn der nächste Absatzmarkt, obwohl mit der Bahn oder per Dampfschiff zu erreichen, so doch 50—100 Kilometer entfernt sei. Das wäre ungefähr dasselbe, meinte jener unheimliche Spaßvogel, als wenn man z. B. Basel einen vorzüglichen Absatzmarkt für irgend ein Dörfchen in der Nähe von Straßburg nennen wollte, weil die Entfernung zwischen beiden ungefähr 100 Kilometer betrage. Daß in einem dichtbevölkerten Lande Europas Jemand, der Südamerika nicht kennt, zu solchen Ansichten gelangt, ist erklärlich, wenn auch schlecht verzeihlich, aber wenn nun derselbe Jemand, ohne auch nur den Versuch zu machen, über die Richtigkeit seiner Ansichten in Betreff ihm ganz fernliegender und fremder Dinge sich Gewißheit zu verschaffen, einen Andern, der bis dahin von keinem kompetenten Menschen jemals bestrittene Thatsachen nebenbei als Beweis anführt, wegen Anführung eben dieser Thatsachen lächerlich zu machen sucht, so spricht sich in einem solchen Unterfangen eine Ueberhebung aus, wie sie nur auf einem vollständig öden und sterilen geistigen Untergrunde gedeihen kann. Nicht etwa um diesen beklagenswerthen Jemand und seine Geistesverwandten zu widerlegen, sondern um etwa zweifelnde, aber der Belehrung zugängliche Leser aufzuklären, bemerken wir das Folgende. In einem Lande wie Argentinien, welches stark sechs Mal so groß ist wie Deutschland, aber noch nicht den fünfzehnten Theil seiner Einwohner hat, welches also relativ nur den 90ten Theil so stark bevölkert ist wie jenes und in welchem daher die einzelnen über das ganze Land sich vertheilenden menschlichen Niederlassungen meist sehr weit von einander gelegen sind, hat man natürlich mit weit größeren Entfernungen zu rechnen als bei uns, umsomehr, als ja die einzelnen Ortschaften noch lange nicht sämmtlich durch Eisenbahnen oder Dampferlinien mit einander verbunden sind. Hieraus erklärt sich aber, weshalb man in Südamerika überhaupt ganz andere Begriffe darüber hat, was entfernt zu nennen ist und was nicht. Azul z. B. ist etwa 300 Kilometer von Buenos-Aires

entfernt, aber keinem Menschen in Buenos-Aires wird es nun etwa einfallen zu sagen: Von hier nach Azul ist es noch eine weite Entfernung! Man betrachtet dasselbe im Gegentheil als ganz nahe gelegen, denn mit der Bahn gelangt man ja in acht Stunden dorthin und eine derartige Anschauung hat auch ihre volle Berechtigung, wenn man die Reisedauer nach den nördlichen und westlichen Provinzen, mit denen von Buenos-Aires aus ein lebhafter Verkehr besteht, in Betracht zieht. In Argentinien erblickt man in der 5—6tägigen Reise nach Asuncion oder Rio de Janeiro kein größeres Unternehmen als in Deutschland z. B. in einer Fahrt von Köln oder Frankfurt nach Berlin, und einen Ort, den man — wie z. B. Bahia Blanca von Tornquist — in zwei Stunden von einem andern aus erreichen kann, betrachtet man dort als nicht weiter entfernt, als bei uns einen solchen, zu dem man 5—10 Minuten zu fahren hat. Mit Fug und Recht gilt also auch Bahia Blanca für Tornquist als ein ganz nahe gelegener Platz, ein Umstand, der für die zukünftige Entwicklung der Kolonie von größter Bedeutung ist. Wenn man erfährt, daß in Brasilien und auch in Uruguay und Argentinien die Kolonisten, um ihre Produkte abzusetzen, dieselben zuweilen tagelang per Wagen auf Wegen transportiren müssen, welche bei Regenwetter kaum passirbar sind, so wird man den kolossalen Vortheil, der in einer solchen direkten Bahnverbindung von noch nicht zweistündiger Dauer liegt, am besten ermessen können.

Es gibt am La Plata freilich noch mehr Ackerbaukolonien, die eine direkte Bahnverbindung mit einem großen Marktplatze haben, wo der Boden sehr fruchtbar und das Klima vortrefflich ist, wenn auch keine sich finden ließe, wo Berge noch die Annehmlichkeit einer das Dasein verschönernden und zufriedener gestaltenden Umgebung hinzufügen. Der letztere Umstand bildete jedoch selbst in Verbindung mit den drei ersteren nicht den entscheidenden Moment, um hier ohne Rückhalt für das Unternehmen einzutreten, derselbe ergab sich vielmehr für mich aus dem Hinzutreten folgender zwei Faktoren: Erstens nämlich erfreut sich der Kolonie-Unternehmer eines höchst ehrenvollen und angesehenen Namens in Südamerika wie auch in Europa und verfügt dabei über ganz enorme Kapitalien, und zweitens werden auf der Kolonie nur germanische Ansiedler gelassen. Beide Punkte müssen hier etwas ausführlicher erörtert werden, da zumal die Bedeutung des ersteren von einem in süd-

amerikanische Kolonisationsverhältnisse Nicht-Eingeweihten ohne nähere Belehrung schwerlich genügend gewürdigt werden dürfte.

Wer jemals mit Auswanderungsangelegenheiten etwas näher sich beschäftigte, der weiß auch, wie viel auf dem Gebiete der Kolonisation schon gesündigt worden ist, so daß allmählich alle derartigen Unternehmungen von Seiten des Publikums von vornherein mit einem gewissen und nur zu oft auch berechtigten Mißtrauen betrachtet wurden. Das Schlimmste hat sich in dieser Hinsicht allerdings in Brasilien zugetragen, aber auch in Argentinien weiß mancher ein böses Lied von der Habgier und der Niederträchtigkeit gewisser Kolonisationsunternehmer zu singen. Wir wollen hier keine Namen nennen, einzelne dieser Unternehmer leben noch und sind in ihrem Alter fromm und tugendhaft geworden, sie haben Geld genug und bieten ein Bild der Erbauung für ihre Mitmenschen, dessen Nimbus wir um so weniger zerstören möchten, als kein praktisches Resultat mehr hieraus sich ergeben würde. Andere hat der Tod hinweggerafft und de mortuis nil nisi bene. Es sind in Argentinien Fälle vorgekommen, in denen der Unternehmer den Kolonisten ein Stück Land auf Kredit übergab und nach Ablauf des ersten Jahres, nachdem sie eine Anzahlung gemacht und den Boden mit großer Mühe umgeackert hatten, dieselben ohne allen rechtlichen Grund gewaltsam von ihrem Eigenthum vertrieb, um ihnen einen andern, unbebauten und fast werthlosen Complex anzuweisen. Ferner sind den Kolonisten die günstigsten Versprechungen gemacht und später einfach nicht gehalten worden. Man hat ihnen Vorschüsse zugesagt und dieselben später nicht gewährt, sie bei dem kleinsten auf das Treiben des Unternehmers selbst zurückzuführenden Verstoß gegen die Zahlungsbedingungen von ihrem Eigenthume vertrieben oder auch sie in einer Weise chikanirt, daß sie freiwillig Hab und Gut im Stiche ließen und was dergleichen niederträchtige Manipulationen mehr sind. Sodann sind auch Kolonie-Unternehmungen und mit ihnen die Kolonisten sehr oft deshalb in die Brüche gerathen, weil den Unternehmern schließlich das Geld ausging, um das begonnene Werk zu Ende zu führen. Eine Kolonisation von irgend welcher Bedeutung erfordert sehr viel Geld, denn der bloße Besitz des Landes genügt hierzu noch lange nicht. Da muß das Land vermessen werden, es sind Waarendepots nothwendig, wo die Kolonisten ihre Lebensmittel kaufen können, für die Herbeischaffung des Viehes,

der Ackergeräthschaften, der Sämereien ꝛc. ist Sorge zu tragen, Gebäude für die Beamten, für die vorläufige Unterbringung der Kolonisten und dgl. sind zu errichten, bei schlechten Ernten verlangen die Kolonisten Credit und Vorschüsse, die ihnen alsdann von einem gewissenhaften Unternehmer nicht verweigert werden können ꝛc. ꝛc. Auch ist der Fall schon dagewesen, daß man dem Unternehmer, nachdem er sein Vermögen bei dem Kolonisiren zugesetzt, sein Land schließlich subhastirte und daß alsdann die Kolonisten, welche Theilzahlung auf ihr Besitzthum geleistet, aber weder ein Eigenthums- noch ein Pfandrecht an demselben hatten, ohne jede Entschädigung weggejagt wurden. Die Gründung einer Kolonie ohne bedeutende Reservemittel ist daher stets sowohl für den Kolonisten wie für den Unternehmer eine gefährliche Geschichte. Das schönste Kolonie-Unternehmen beruht auf einem faulen Fundamente, wenn der Unternehmer nicht den ehrlichen Willen hat, seinen Kolonisten auf jede Weise vorwärtszuhelfen, und dabei das nöthige Geld besitzt, um diesen Willen im Falle der Noth auch bethätigen zu können. Selbst wenn der Kolonist, ebenso wie der Unternehmer, sein Land baar bezahlt hat und einen möglichen Verlust desselben daher nicht zu befürchten braucht, kann es demselben nicht gleichgültig sein, ob auch die übrigen Kolonisten vorwärts kommen oder nicht. Denn wie von dem Wohlstand des Einzelnen der Wohlstand der Gesammtheit abhängt, so wirkt auch das Emporblühen der Gesammtheit auf den Einzelnen in der Weise zurück, daß hiervon der Werth seines Besitzthums und seiner Produkte in hohem Grade beeinflußt wird. Wenn nun bei sonst günstigen Grundbedingungen einer Kolonie der Unternehmer fest entschlossen ist und die Mittel oder die Macht in Händen hat, um dieselbe in die Höhe zu bringen, so ist ihre Zukunft bei der heutigen Lage der Dinge in Argentinien, bei dem allgemeinen Aufschwunge des Landes und der beständig zunehmenden Einwanderung völlig gesichert. Kaum ein Zweiter aber wäre in Argentinien im Stande, ein Kolonie-Unternehmen in so kräftiger und wirksamer Weise zu fördern, wie das Haus E. Tornquist & Cie. Daß dasselbe über riesige Mittel verfügt, haben wir bereits erwähnt, daneben aber besitzt der Chef der Firma einen außerordentlichen Einfluß bei der Regierung sowie einen ungewöhnlich klaren Blick in der Beurtheilung aller Verhältnisse des Landes, so daß er in den schwierigsten Krisen von der Regierung schon um Rath angegangen wurde. Herr Tornquist

gilt in Buenos-Aires für ein kaufmännisches Genie, er beginnt niemals etwas, von dessen Erfolg er nicht fest überzeugt ist, dann aber führt er seine Pläne mit eiserner Consequenz durch. Daß derselbe auch den guten und ehrlichen Willen hat, wo er kann, seinen Kolonisten zu helfen, davon einige Beispiele. Zur Zeit als ich in der Kolonie Tornquist war, wurden einem der Ansiedler in der Nacht zehn Pferde gestohlen, oder auch, wie dies zuweilen auf dem Camp geschieht, aus Rache oder Chikane fortgetrieben. Man meldete das Ereigniß Herrn Tornquist, worauf derselbe sofort dem Mayordomo der großen Estanzia telegraphirte, dem Beschädigten seien zehn Pferde von der Estanzia unentgeltlich zu überlassen. Ferner, obwohl Herr Tornquist in seinen Kaufkontrakten ausdrücklich die Bestimmung eingeschaltet hat, daß den Kolonisten keinerlei Vorschüsse gewährt werden, gibt das Haus Simmermacher, More & Cie. in Tornquist dennoch jedem ordentlichen Kolonisten auf ausdrückliche Verfügung des ersteren einen fast unbegrenzten Credit in Waaren und Lebensmitteln und selbst in baarem Gelde bis zu respektabelm Betrage. Es gibt dort Kolonisten, die trotz der weiteren Bestimmung, daß ein Sechstel des Kaufpreises baar bezahlt werden muß, dennoch bis dahin keinen Centavo auf denselben entrichteten und denen gleichwohl, da sie als fleißig und solid sich bewährten, der obige Credit anstandslos eingeräumt wurde. Die Kolonisten besitzen an dem Unternehmer, der die Kolonie nun einmal in die Höhe bringen w i l l, einen mächtigen Rückhalt, nach dem, was ich in Tornquist hörte, schien es mir, als sei Herr Tornquist entschlossen, keinen Kolonisten, der nicht etwa einer Hülfe sich unwürdig mache, untergehen zu lassen. Anderen hingegen, welche, wie dies unter Deutschen und Schweizern so häufig vorkommt, fortwährend mit Klagen und Beschwerden sich an ihn wandten, offerirte er, ihnen den bezahlten Kaufpreis nebst Zinsen zurückzugeben und ihnen freie Rückreise nach ihrem letzten Aufenthaltsorte zu gewähren, wenn sie sein Territorium wieder verlassen wollten, ein Anerbieten, von welchem jedoch mit einem Male Niemand etwas wissen wollte. Herr Tornquist will keine unzufriedenen und faulen Elemente auf seiner Kolonie haben, und er thut sehr recht daran, wenn er dieselben selbst unter Darbringung pekuniärer Opfer sich vom Halse zu schaffen sucht.

Der Unternehmer will ferner nur germanische Ansiedler auf seiner Kolonie zulassen und dies ist der zweite und hauptsächlichste

Grund, welcher diesem Unternehmen vor allen andern ähnlicher Art in Südamerika für deutsche Auswanderer den Vorrang verleiht. Bis dahin gab es keine rein deutsche Ackerbaukolonien in Argentinien. Wo von deutschen Kolonien in Argentinien die Rede ist, da muß man diese Bezeichnung in der Weise verstehen, daß dort eine gewisse Anzahl Deutscher oder Schweizer sich aufhalten, die zerstreut zwischen Romanen ihrer allmählichen Verschmelzung mit den letzteren entgegengehen. Wer den Inhalt dieses Buches mit einiger Aufmerksamkeit durchgegangen hat, dem wird es bereits ziemlich klar geworden sein, daß für den Germaneu die Romanen nicht allzuangenehme Nachbaren sein müssen. Die Verschiedenheit der Sitten und Lebensanschauungen, des ganzen Fühlens und Denkens zwischen diesen beiden Rassen ist eine so intensive und tief in das Leben einschneidende, daß überall da, wo künstlich eine Vermischung jener heterogenen und einander widerstrebenden Elemente versucht wird, dieselbe stets von denselben nothwendigen Folgen begleitet ist, zumal da, wo wie fast überall in Argentinien, das germanische Element gegenüber dem romanischen in einer so kolossalen Minderheit sich befindet. (Im Innern der Provinz Buenos-Aires stellt sich das numerische Verhältniß der Deutschen zu den übrigen Nationalitäten, von denen etwa $1^1/_2$ Prozent Nicht-Romanen sind, ungefähr wie 1 : 300!) Jene Folgen aber bestehen darin, daß der Deutsche zunächst sich verlassen und unglücklich unter all' dem fremden Volke fühlt, daß er die rechte Freude am Leben und Schaffen verliert und daß er schließlich auch die Untugenden annimmt, durch welche die romanische Rasse sich auszeichnet, ohne nun auch die nützlichen Eigenschaften derselben, z. B. die Sparsamkeit des Italieners, sich anzueignen. Der Romane — wir sprechen hier von den arbeitenden Klassen — hat keinen Sinn für eine gemüthliche Häuslichkeit, für ein hübsches properes Haus mit wohlgepflegtem Garten, es fehlt ihm überhaupt jener Verschönerungssinn, der auch in Kleinigkeiten sich kundgibt und von dem man in dem elendesten deutschen Dorfe überall Spuren antreffen wird. Sein Haus betrachtet er nur als einen Raum, in welchem er gegen die Witterung geschützt ist und in dem er schlafen kann, demgemäß enthält dasselbe auch nur das allernothwendigste Inventar, sowie eine möglichst primitive äußere und innere Ausstattung. Ringsherum ist sein Haus gewöhnlich von einem Kranze des mannigfaltigsten Unrathes umgeben. Abgenagte Knochen oder

faulende Kadaver von Hunden, Katzen, Hühnern und dgl. fehlen vor und neben der Behausung eines Romanen fast niemals. Dem Deutschen, der in diese Atmosphäre von Schmutz und Liederlichkeit hineingeräth, wird es im Anfange recht unbehaglich zu Muthe, sein nächster Gedanke aber ist, wenn überall die Unreinlichkeit so hoch in Ehren steht, weshalb sollst Du denn allein den Reinlichen spielen und Dich dieserhalb in Arbeit oder Unkosten stürzen? Böse Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten, und so macht er es denn bald genau so oder noch schlimmer wie die andern Koloniebewohner, gibt seinem Hause von innen und außen ein ebenso stallmäßiges Ansehen wie die Romanen es zu thun pflegen, und wird ebenso wasserscheu wie diese in Bezug auf den Leib und die Kleidung. Der Gegensatz zwischen der ursprünglichen Lebensweise beider Rassen ist mir niemals schärfer und charakteristischer vor Augen getreten, als während einer Reise durch Uruguay. Dort, in der Provinz Colonia, befinden sich nebeneinander die Kolonien Neu-Helvetia und Waldense. Auf der ersteren sind nur Schweizer und einige Deutsche angesiedelt — es ist dies die einzige ältere wirklich germanische Kolonie am La Plata —, die Bewohner der letzteren dagegen bestehen fast ausschließlich aus Spaniern und Italienern. Beide Kolonien sind gleich alt und liegen nur etwa 1½ Wegestunden von einander entfernt, aber man sollte es kaum für möglich halten, was für ein wunderbarer Unterschied schon in dem Aeußeren beider Ansiedelungen zu Tage tritt. In Neu-Helvetia sieht man nur saubere, meist zweistöckige Häuser, die ganz in europäischem Style aus Backsteinen erbaut und mit schrägen Dächern versehen sind, blendend weiße Gardinen leuchten hinter den blanken Fensterscheiben hervor, schöne Obst- und Gemüsegärten umgeben jedes Haus ohne Ausnahme, ein vortreffliches Hotel im Schweizerstyle mit höchst gemüthlichen Wohn- und Schlafzimmern ist dort erbaut, die Wege sind wohl unterhalten und fast im ganzen Bereiche der Kolonie mit Pappelbäumen und Eukalyptus zu beiden Seiten bepflanzt, kurzum, der Eindruck, den man von der Niederlassung empfängt, ist der angenehmste, den man nur erwarten durfte. Aber die Ueberraschung, wenn man nunmehr die romanische Kolonie in der Nähe besichtigt! Da steht kein einziger Baum, die Wege sind erbärmlich und kaum vom Camp zu unterscheiden, die Wohnungen bestehen ausnahmslos aus Lehmhütten mit Strohdächern und ohne Fenster, während ringsherum allenthalben ur

geheuere Schmutzhaufen lagern, in denen sich die unbeschreiblich unsaubern Kinderchen herumwälzen.

Aber auch abgesehen von solchen Aeußerlichkeiten, wie sie aus dem Unterschiede zwischen germanischer und romanischer Lebensanschauung hervorgehen, sind Deutsche und Spanier oder Italiener zu verschiedene Charaktere, als daß sie in einer Weise mit einander harmoniren könnten, aus der ein ersprießliches Gemeinleben sich ergäbe. Es ließen sich ganze Kapitel über dieses Thema schreiben, voll des interessantesten physiologischen und psychologischen Inhaltes, wir begnügen uns jedoch mit dem, was in dieser Hinsicht entweder ausdrücklich oder andeutungsweise bis dahin von uns erwähnt wurde. Es wird dies genügen, um den Grund für die überhaupt nicht mehr ernstlich bestrittene, wohl aber in letzter Zeit vielfach angeführte Thatsache begreiflich zu machen, daß eine Vermischung zwischen Romanen und Germanen niemals gut thut, sondern stets zum Schaden der letzteren ausfällt. Vor diesem Schicksale nun werden die Kolonisten in Tornquist bewahrt. Keinem Romanen ist dort das Eindringen gestattet, der ganze umfangreiche Complex soll eine ausschließliche und bleibende Stätte für deutsche Kultur und Sitte werden; eine große und patriotische Idee, wie sie übrigens in Argentinien, wo die Regierung allen auf homogene Ansiedlungen gerichteten Bestrebungen so mißgünstig oder vielmehr feindlich gegenübersteht, nur ein so mächtiges Haus wie die Firma E. Tornquist & Cie. zur Ausführung bringen konnte.

Der Preis des dortigen Grund und Bodens für den Ansiedler ist ein mäßiger, nämlich 15 Pesos m/n Gold = 75 Francs = 60 Mark pro Hektar. Hiervon ist ein Sechstel bei Uebernahme der Conzession, deren Umfang zwischen 60—100 Hektaren variirt, zu bezahlen, während der Rest in 5 weiteren Jahresraten entrichtet werden muß. Diese Raten werden bis zum Tage ihrer Bezahlung mit 7 % verzinst, ein für argentinische Verhältnisse, wo 10 % Zinsen als Regel gelten, niedriger Zinsfuß. Gleichwohl wurde mir in Tornquist die Mittheilung gemacht, daß man diesen Zinsfuß demnächst auf 5 % herabzusetzen gedenke. So lange die Kolonisten das Land nicht vollständig bezahlt haben, dürfen sie dasselbe zu keinem andern Zwecke als zum Ackerbau resp. zur Viehzucht benutzen, eine Bestimmung, über welche zwar einige besonders gern kritisirende Leute weise das Haupt schüttelten, welche mir aber ihre vollkommene innere Berechtigung zu haben scheint. Erstens einmal

verkauft der Unternehmer das Land nur an Ackerbauer, da er ja eine deutsche Ackerbaukolonie daselbst zu gründen beabsichtigt, und zweitens will er erklärlicher Weise eine gewisse Garantie dafür haben, daß ihm sein auf Credit verkauftes Eigenthum später auch bezahlt wird. Eine solche Garantie aber liegt für ihn auf Seiten des ackerbautreibenden Kolonisten nur dann vor, wenn derselbe bei seiner ersten Erwerbsthätigkeit, die hier notorisch gewinnbringend ist, auch bleibt und sich nicht in unsichere Spekulationen oder Unternehmungen einläßt, von denen er nichts versteht. Jedem, dem diese Condition nicht gefällt, ist es unbenommen, von der Kolonie wegzubleiben. Ebenso vernünftig erscheint mir das Verbot, ohne Genehmigung der Direktion Pulperien (d. sind Kramläden verbunden mit Ausschank von geistigen Getränken) auf dem Koloniegebiete zu errichten. Denn derartige Geschäfte haben schon manchen fleißigen und ordentlichen Menschen verführt und heruntergebracht. Wenn bei zunehmender Ausdehnung und Bevölkerung der Kolonie das Bedürfniß nach einem solchen Institute einmal vorliegen sollte, wird die Direktion ihre Genehmigung gewiß nicht versagen, so lange aber die Kolonisten noch tüchtig zu arbeiten haben um ihre Schulden abzutragen, genügt es für dieselben vollständig, wenn sie Sonntags einmal zu dem großen Hotel an der Station reiten oder fahren und dort in Gesellschaft ihrer Frauen die nöthigen Herzstärkungen zu sich nehmen können. Die Inhaber von Pulperien zählen selten oder niemals unter die besten und edelsten Kräfte der argentinischen Nation, es sind im Gegentheil meistens Leute, die zu faul zu sonstigen Arbeiten sind und auf jede mögliche Weise den Kolonisten das Geld aus der Tasche zu ziehen suchen. Zumal derjenige, welcher so unglücklich war, einen Credit bei dergleichen Geschäftsmännern zu erhalten, wird auf ganz haarsträubende Weise von ihnen zur Ader gelassen. Daß diesem Uebel auf Tornquist gründlich vorgebeugt ist, betrachte ich als einen weiteren Vorzug der Kolonie und speziell als einen Grund, weßhalb besonders die wegen des Durstes ihrer Eheherren vielleicht ängstlichen Hausfrauen mit Seelenruhe dem Gedanken einer Niederlassung auf Tornquist beipflichten können.

Das Formular für den Vertrag zwischen Unternehmer un Kolonisten enthält noch verschiedene Einzelbestimmungen, die m nicht mehr genau erinnerlich sind, die man aber hier und da all strenge genannt hat. Nach meiner Beurtheilung der ganzen Sac lage — und ich hatte Gelegenheit, dieselbe gründlich kennen

lernen — sind diese Bestimmungen sämmtlich dem festen Vorsatze des Herrn Tornquist entsprungen, keine zweifelhaften Elemente auf seiner Kolonie zu dulden, aber auch keinem Kolonisten in seinen Rechten zu nahe zu treten, d. h. demjenigen, dessen Fortbleiben von der Kolonie später wünschenswerth werden sollte, keinen Grund zu der Klage zu geben, daß man von ihm etwas anderes verlange, als wozu er sich durch seine Unterschrift verpflichtet habe. In einer solchen Handlungsweise, die wegen der aus ihr hervorgegangenen kontraktlichen Paragraphen manchen von einer Niederlassung auf Tornquist abzuschrecken geeignet wäre, erblicke ich nur den Ausdruck derselben streng ehrenhaften Gesinnung, die anerkanntermaßen im ganzen Geschäftsleben des Unternehmers und so auch bei der Errichtung und Leitung seiner Kolonie sich kundgibt. Auf denjenigen, welcher Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, welche Lockmittel von Kolonie-Unternehmern den Einwanderern gegenüber sonst angewandt werden, was für glänzende Versprechungen man ihnen macht und wie wenig davon man hält, auf den muß es allerdings geradezu verblüffend gewirkt haben, als hier zum ersten Male Jemand mit einem solchen Projekte vor die Oeffentlichkeit trat und dabei in fast naiv unverblümter Weise erklärte, welche Verpflichtungen die Kolonisten einzugehen und daß sie auf keinerlei Vergünstigungen sich Hoffnung zu machen hätten. Wer etwas derartiges thun kann, muß entweder sehr dumm oder der Reellität und Makellosigkeit seiner Absichten sich durch und durch bewußt sein, und da die erstere Annahme bei dem Chef des Hauses Tornquist & Cie. eo ipso ausgeschlossen ist, so bleibt nur die zweite als allein vernunftgemäße übrig. Und der Glaube an die Reinheit der Absichten, welche den Unternehmer bei der Stipulirung derartiger Bedingungen leitete, muß denn auch wohl ein sehr starker und weit verbreiteter gewesen sein, denn sonst hätten nicht so viele im Lande angesessene Kolonisten innerhalb so kurzer Zeit sich dazu verstanden, dieselben zu acceptiren. In welcher humanen Weise jene Bedingungen thatsächlich gehandhabt werden, das habe ich oben schon auseinandergesetzt.

Zum Gedeihen der dortigen Ackerbauer sind alle nur wünschens-rthen Momente vorhanden, aber ebenso läßt sich jetzt schon mit cherheit voraussagen, daß auch die Industrie und der Handel hmals bestimmt sein werden, in jener Gegend eine wichtige Rolle spielen. Die Bäche und Flüsse liefern die nöthige Wasserkraft den Betrieb von Mühlen u. dgl., wie denn thatsächlich eine

solche Wassermühle in Tornquist bereits angelegt ist, die Berge enthalten vortreffliches Baumaterial, wie Bruchsteine, Marmor und blauen Schiefer in mächtigen Lagern, und auch verschiedene Erze hat man in ihnen entdeckt. Neben dem Stationsgebäude ist ein großes Terrain vermessen, auf welchem demnächst mit dem Bau einer regelrechten Stadt begonnen werden soll, und dann werden auch Dampfmühlen, Brauereien, Brennereien, Gerbereien, überhaupt alle möglichen industriellen Etablissements entstehen, in welchen die dortigen Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht einträglich zu verwerthen sind. Diese Stadt mit ihrem romantischen Hintergrunde von hohen und grotesken Bergen und den vielen Flüssen und Bächen in der Nähe dürfte mit der Zeit eine große Anziehungskraft auf die nach einem ländlichen Aufenthalte sich sehnenden Städter ausüben. Der Nutzen, welchen die Nähe einer solchen Stadt für die ringsum wohnenden Kolonisten haben muß, ist ein nicht zu unterschätzender. Der Werth ihres eigenen Besitzthums wird bedeutend in die Höhe gehen und für die Nebenprodukte des Landmannes, wie Gemüse, Obst, Eier, Milch, Butter, Geflügel u. dgl. noch günstigere Gelegenheit zum Verkaufe sich bieten, während mancherlei Lebensbedürfnisse alsdann zu noch billigeren Preisen als bis dahin aus dieser Stadt werden bezogen werden können.

Schließlich sei noch eines besonderen Vorzuges gedacht, den die Kolonie Tornquist für den Kolonisten besitzt, und zwar liegt dieser Vorzug in dem Umstande, daß außer den bis jetzt vermessenen 7 Leguas das Haus Tornquist noch einen hieran grenzenden Reservekomplex Landes im Umfange von 38 □ Leguas Land sein Eigen nennt. Die Kolonie kann sich also gewaltig ausdehnen, d. h. voranschreiten und sich entwickeln und auch dem Kolonisten ist hierdurch Gelegenheit geboten, einen größeren Grundbesitz zu erwerben. Allerdings sollen von jenen 38 Leguas 6—8 sich nicht zum Ackerbau eignen; es sind diejenigen, welche Bahia Blanca am nächsten liegen und auf denen hier und da bereits Toska- (Muschelschicht-) Bänke sich zu zeigen beginnen. Aber es bleiben immer noch 30 Leguas oder 75 000 Hektaren fruchtbaren und kulturfähigen Bodens übrig, auf denen germanische Ackerbaufamilien sich ansiedeln könne[n]. Und die Erschließung dieses kolossalen Besitzes für den Ackerb[au] wird und muß einmal stattfinden. Gegenüber dem Pfluge hält [die] Viehzucht nicht Stand, ebensowenig wie andere Großgrundbesit[zer] in Argentinien wird das Haus Tornquist gegen die Preise, wel[che]

der Bauer für den Grund und Boden zu bieten in der Lage ist, auf die Dauer sich sträuben können oder überhaupt wollen.

Zur Zeit, als ich mich in Tornquist befand (August 1886), herrschte daselbst bereits ein recht lebhaftes Treiben. Es ging gegen das Frühjahr, die Kolonisten waren sämmtlich mit Ackern beschäftigt, einzelne hatten 4 und 5 Pflüge zu gleicher Zeit in Thätigkeit und wenn man zwischen den fleißigen Landleuten über die von den Bergen umschlossenen Ebenen dahinritt, wo Reiter und Fuhrwerke, welche den Verkehr zwischen der Kolonie und der Direktion oder dem Warendepot vermittelten, fast ohne Unterbrechung vorüberjagten, vermochte man nur schwer mit dem Gedanken sich zu befreunden, daß dieses schöne Stück Land seit kaum einem Jahre der Cultur erschlossen sei. Neben dem Beobachten der Fortschritte, welche die Arbeit der Kolonisten machte, amüsirte mich eine Zeitlang auch die Jagd in den Bergen, aber bald wurde ich dieses Vergnügens überdrüßig und zwar aus keinem andern Grunde, als weil das Wild zu zahlreich und harmlos war. Besonders Rehe gab es dort zu tausenden, alle Augenblicke sah man sich einer Heerde von 20—40 Stück gegenüber, die, wenn man ihnen nicht in den Wind gerieth, den Jäger ruhig herankommen ließen. Beim Knall der Flinte blickten sie wohl erstaunt auf, machten aber nicht die geringsten Anstalten zur Flucht, sondern ließen sich eines nach dem andern niederknallen, erst wenn man auf 30—50 Schritt sich ihnen näherte, setzten sie sich in Bewegung und eilten mit großer Geschwindigkeit in zierlichen Sprüngen über die Ebene und die Felsen dahin. Mich widerte das Morden der Thiere — denn Jagen konnte man es wirklich nicht mehr nennen — zuletzt gründlich an. Um dem Leser einen Begriff von der Ergiebigkeit der dortigen Jagd zu geben, bemerke ich nur, daß der Koloniedirektor, welcher einigen Freunden in Buenos-Aires Rehböcke versprochen hatte, deren in einer halben Stunde sieben erlegte. Noch zahlreicher als die Rehe ist das kleine Wild vertreten, ganz speziell eine Art von Rebhühnern, die in kaum glaublicher Menge vorhanden sind und die vor dem nschen überhaupt keine Furcht zu haben scheinen. Das Fleisch er Thiere ist sehr feist und weiß, aber bei weitem nicht so mackhaft wie dasjenige unserer Rebhühner. Einen interessanten blick gewähren für denjenigen, der zum ersten Male nach dem den der Provinz Buenos-Aires kommt, die Strauße, welche be-...s auf dem Tornquist'schen Camp in großer Anzahl sich auf-

halten. Gewöhnlich sieht man sie in Heerden von 15—20 Stück beisammen, aber stets aus solcher Entfernung, daß sie kaum größer als Truthähne erscheinen. Diese Vögel sind sehr scheu und fliehen schon aus weiter Ferne den Reiter, tragen indessen viel bei zur Belebung des Camp. Wahrscheinlich aus diesem Grunde war denn auch der Befehl gegeben, daß die Strauße auf dem Tornquist'schen Besitzthum überall geschont würden. Hasen und wilde Kaninchen kommen ebenfalls dort vor, jedoch nicht allzu häufig, sodann Gänse, Enten, Flamingos 2c., ferner in großer Menge Gürtelthiere, die einen vortrefflichen Braten abgeben, sehr schöne gefleckte Wildkatzen und hier und da auch der amerikanische Silberlöwe, der Puma, ein dem Menschen ängstlich aus dem Wege gehendes Raubthier. Wer also an der Jagd Vergnügen findet, dem wird es an dem hierzu nöthigen Wilde auf der Kolonie Tornquist niemals fehlen.

Der Mittelpunkt des gesammten Lebens auf der Kolonie und der Estanzia Tornquist beruht in dem Almacen und dem Hotel der Herren Simmermacher, More & Cie., einem kolossalen Gebäude, welches, wie früher erwähnt, dicht hinter dem Stationsgebäude gelegen ist. Zumal an Sonntagen herrscht dort ein äußerst lebhaftes und munteres Treiben. Beamte, Kolonisten und Gauchos stellen sich alsdann daselbst ein, in leichten zweisitzigen Wagen oder hoch zu Roß kommen sie mit und ohne ihre Damen herangeeilt, und während man Pferde und Wagen draußen im Freien stehen läßt, machen die Gäste im Innern des Hotels es sich bequem. Ein Zimmer des Hotels ist für die Beamten reservirt, ein zweites, in welchem ein Billard sich befindet, dient neben einem dritten, wo man im Stehen irgend etwas Geistiges zu sich nehmen kann, den Bedürfnissen des Publikums im allgemeinen. In den letzten zwei Räumen oder auch auf dem Platze vor dem Hotel amüsiren sich nach ihrer Weise die Kolonisten und daneben die sogenannten Träger der Cultur in Argentinien, die Herren Gauchos. Besonders die letzteren trinken tüchtig den fuselreichen Schnaps des dortigen Landes, den edlen Cana, und spielen dazu entweder Karten oder werfen mit kindlicher Fröhlichkeit hölzerne Kugeln nach andern hölzernen Kugeln o' unterhalten sich auch in geistreichen und bildenden Gesprächen n einander. Die Gauchos fehlen nirgendwo auf den Ebenen des Plata, denn sie sind für den Estanziero unentbehrlich und demgen ist auch auf der Tornquist'schen Estanzia ein stattliches Conting dieser aus der Vermischung von Spaniern und Indianern herr

gegangenen Naturkinder vorhanden. Prächtige, kraftvolle Gestalten trifft man unter ihnen, mit dunkeln, zuweilen wirklich schönen Gesichtszügen, und mit wild und feurig blitzenden schwarzen Augen. Malerisch, wenn auch für europäische Begriffe zuweilen etwas eigenthümlich, ist die Kleidung des Gaucho. Den Oberkörper umhüllt der gelb und braun gestreifte Poncho, ein zweites viereckiges in der Regel schwarzes Tuch, die Chiripa, wird in weiten und gefälligen Falten um die Beine geschlagen und den Kopf mit dem dichten schwarzen Haare bedeckt ein gewaltiger Schlapphut oder auch ein aus einem bunten Tuche hergestellter Turban, während die Füße bald mit den ursprünglich weißen Filzschuhen, den alpargatas, bald mit hohen und eleganten, mitunter sogar glanzledernen Reiterstiefeln bedeckt sind. Häufig sieht man auch eine Fußbekleidung ganz eigener Art bei den Gauchos, welche auf folgende Weise hergestellt wird. Einem frisch getödteten Pferde wird die Haut von dem unteren resp. mittleren Theil der Hinterbeine gezogen und diese noch blutend warm um Füße und Beine gelegt, worauf man dieselbe rings um das Bein zusammennäht und erkalten läßt. Der auf diese Art angefertigte Stiefel sieht genau so aus wie ein lederner Strumpf, der besonders beim Reiten sehr bequem sein soll. Und da der Gaucho die meiste Zeit seines Lebens auf dem Pferde zubringt, so ist es neben der Billigkeit eines derartigen Schuhwerkes erklärlich, weßhalb dasselbe so sehr beliebt unter jenen halbwilden Menschenskindern ist.

Als ich gerade mit Niederschreiben des Vorstehenden beschäftigt war, kam mir ein Ausspruch Sarmiento's, des früheren Präsidenten der Argentinischen Republik, über die Gauchos zu Gesichte, der wohl verdient hier angeführt zu werden. In seinem 1845 in Santiago de Chile erschienenen Werke „Civilizacione y Barbarie" beschreibt derselbe das argentinische Landvolk der damaligen Zeit folgendermaßen:

„Das Volk, welches diese weiten Landstriche bewohnt, besteht aus zwei verschiedenen Rassen, welche mit einander vermischt, all-
hliche, fast unbemerkbare Uebergänge bilden — der spanischen
der indischen. Die Negerrasse, gegenwärtig fast erloschen, hat
e Zambos und Mulatten zurückgelassen, welche die Städte be-
hnen, ein Glied, welches den civilisirten Menschen mit dem rohen
enschen verbindet, eine zur Civilisation geneigte, mit Talent und
schönsten Fortschritts-Instinkten begabte Rasse.

Im Uebrigen ist aus der Vermischung dieser drei Familien ein homogenes Ganze entstanden, welches sich durch seine Liebe zum Müßiggang und durch seine industrielle Untüchtigkeit auszeichnet. Vieles hat zur Hervorbringung dieses unglücklichen Resultates die Einverleibung des indischen Blutes beigetragen. Die amerikanischen Rassen leben im Müßiggange und zeigen sich, wenn nicht mit Gewalt dazu getrieben, unfähig für alle angestrengte und fortgesetzte Arbeit. Am eigenthümlichsten gestaltet sich das Leben dieser Bevölkerung auf dem flachen Lande. In jenen weiten Ebenen lebt zerstreut eine nomadische Bevölkerung, eine ungebändigte Rasse, welche aus der Vermischung der Spanier mit den Eingeborenen entstanden und welche mit der allgemeinen Untüchtigkeit der Bevölkerung für alle nützliche Arbeit im höchsten Grade behaftet ist. Das Hirtenleben erscheint wie ein natürliches Phänomen. In diesen Verhältnissen gibt es keinen Angriff des Bodens durch die Arbeit, keine Unterbrechung des Laufes der Flüsse zum Dienste einer Industrie oder eines Handels, welche nicht vorhanden. Das Wenige, was der Boden freiwillig darbringt, genügt zum Lebensunterhalte, zusammen mit dem Fleische eines Rindes."

Die vorstehende Schilderung paßt auch heute noch auf die eingeborene Campbevölkerung vortrefflich und es wäre nur wünschenswerth, daß Leute, welche in dem Gaucho noch immer den Träger der Cultur in Argentinien erblicken, obige Zeilen gelegentlich ihrem Gedächnisse einprägen wollten. Was die sonstigen Charaktereigenschaften des Gaucho anbelangt, so ist er nüchtern in der Regel verträglich und gutmüthig, gutmüthiger selbst als die vollblütigen Spanier oder Argentiner, betrunken dagegen kann er zuweilen recht ungemüthlich werden. Bei der geringsten Veranlassung blitzt alsdann das furchtbare Campmesser durch die Luft und mit dieser Waffe verfehlt der Gaucho sein Ziel niemals, außer wenn er gar zu stark berauscht ist. Das letztere kommt nämlich ebenfalls nicht selten vor, ich habe schon öfters Gauchos gesehen, die so viel Branntwein getrunken hatten, daß sie nicht mehr stehen und nicht sitzen konnten, ein solcher Sohn der Steppe aber macht in diesem Zustande einen ungleich widerlicheren Eindruck als ein betrunkener Europäer. Der betrunkene Gaucho hat etwas an sich, was an die Bestie erinnert, der Contrast zwischen der äußeren menschlichen Gestalt und dem bestialen Innern, was in seinen Augen, in dem ganzen Ausdrucke seines Gesichtes sich zu offenbaren scheint, wirkt ganz unbe-

schreiblich abstoßend. Der Hauch der Romantik, welcher den nüchternen Gaucho umweht, schwindet bei dem betrunkenen vollständig, so daß nichts mehr von ihm übrig bleibt als ein uncivilisirtes, rohes und boshaftes, durch übermäßigen Genuß des gemeinsten Fusels in einen ekelerregenden Zustand versetztes Wesen, das von einem Menschen nichts mehr besitzt als den Namen.

Die Gauchos sind keine begehrenswerthe Gesellschaft für den Europäer und am allerwenigsten für den Deutschen, selbst die schon lange Jahre in Lande lebenden und mit ihren Gewohnheiten näher bekannten germanischen Kolonisten halten sich daher grundsätzlich von ihnen fern. Auch auf der Kolonie Tornquist in oder vor dem Hotel Simmermacher ist dies der Fall, die Kolonisten nehmen abgesondert für sich ihr Geistiges zu sich, ebenso machen es die Gauchos und nicht anders die Honoratioren, welche auf dem Tornquist'schen Besitzthum vorhanden sind. Wo Deutsche unter sich leben, da dürfen Honoratioren bekanntlich nicht fehlen, seltsam wäre es daher gewesen, wenn auf Tornquist eine Ausnahme von dieser Regel stattgefunden hätte. Vorläufig ist der Kreis der letzteren zwar ein noch ziemlich kleiner, aber man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß derselbe mit der Zeit noch um einige Mitglieder sich vermehren werde. Unter die dortigen Honoratioren zählen 4 oder 5 verheirathete Herren, sodann einer, der in Bälde heirathen wird oder auch jetzt bereits geheirathet hat, und endlich verschiedene Jünglinge von 18 bis zu 60 Jahren, die noch zu haben sind und theilweise sehr gern ein liebendes Wesen an ihrer Seite hätten, welches die ruhige Stille des Camplebens mit ihnen theilte. Die verheiratheten Damen, sämmtlich im Lenze oder Frühsommer des Lebens stehend, sind ebenso hübsch wie lebenslustig, heirathsfähige Honoratiorentöchter dagegen gab es zur Zeit meiner Anwesenheit auf Tornquist nicht. So leben denn die dortigen Unverheiratheten in einem fortwährenden Zustande süßen und namenlosen Sehnens dahin, ihre stillen Seufzer nach Gegenliebe hören nur die friedlichen Sterne und der stille Mond, die einzigen Spuren, welchen der Jüngling
zthend folgt, sind diejenigen, welche nach dem Hotel Simmer-
cher führen und etwa zu oft betreten werden. Aber diese Lage
Dinge hat das Gute, daß „der Blüthenstaub, den das Treiben
en Städten von den Herzen der jungen Männer schon in früher
gend hinwegzuwehen pflegt“, ihnen unversehrt erhalten bleibt.
imal glücklich und beneidenswerth daher die Jungfrau, welcher

einstmals ein solches unverdorbenes und jugendfrisches Gemüth in voller Hingebung für immer sich weihen und widmen wird.

Der kleine Honoratiorenkreis auf Tornquist versteht es übrigens ganz vortrefflich, das Leben so gemüthlich und unterhaltend wie möglich sich zu machen. Da werden gemeinschaftliche Ausflüge in die Berge unternommen, Picknicks veranstaltet, Abendgesellschaften arrangirt und dergleichen, und sowie etwas Derartiges in Vorschlag gebracht wird, fällt es keinem einzigen ein, wie dies sonstwo die Regel zu sein pflegt, abzusagen oder sich ein wenig zu sträuben, um sich so ein wenig nöthigen zu lassen nnd sich so ein ganz klein wenig interessant zu machen. In dieser Hinsicht ist dort Alles ein Herz und eine Seele, mit ungetheilter Freude genießt man die bescheidenen Vergnügungen, welche für den Europäer daselbst sich bieten können, und in schönster Harmonie pflegen dieselben ihren Verlauf zu nehmen. Ein Gesellschaftsabend, welchen der Direktor der Kolonie, Herr Rödiger, in seiner neuerbauten, achtzimmerigen und auf den stolzen Namen „Rödigersruhe" getauften Villa arrangirte, wird mir noch lange unvergeßlich bleiben. Die Villa befand sich damals noch im Stadium ihrer Entstehung, d. h. die massiven und kolossal dicken Mauern, zu denen man die Steine in den nahen Bergen gebrochen hatte, standen bereits, aber gedielt, mit Fenstern versehen und geweißt war außer der Küche und einem Schlafraum für die Arbeiter nur ein großes Zimmer. Nach diesem wurden die bei prächtigem Mondscheine zu Wagen und zu Pferde in der Zahl von etwa 15 — 20 anlangenden Gäste über Stein- und Schutthaufen geführt und hier nahm nunmehr die Abendunterhaltung ihren Anfang. Nach einem durch mehr oder weniger geistreiche Gespräche und vortrefflichen San Juan-Wein gewürzten Plauderstündchen schritt man zum Abendessen. Die Speisefolge lautete, um mich der von echt deutschen Männern gegenwärtig so gern bei den Haaren herbeigezogenen Verdeutschung bei uns eingebürgerter und ohne Sinnentstellung überhaupt nicht übersetzbarer Fremdwörter zu bedienen, folgendermaßen:

Klare Fleischbrühe mit italienischen Nudeln,
Gekochtes Rindfleisch mit gestampften Erdäpfeln und gelb [Rüben,
Spießbraten vom Rinde,
Nach englischer Art gebratene Rindfleischstücke,
Schafs-Lendenbraten mit Salat und Beiguß,

Gebratene Schafs-Rippentheile mit gekochtem Reis,
Gebratene Rebhühner mit sauren Gurken,
Gebackener Eierdurcheinanderschlag,
Schweinsohren und Schweinsfüße in Sülze,
Nachtisch.

Der geneigte Leser wird aus Vorstehendem ersehen, daß das Essen ein sehr reichhaltiges und urkräftiges war, obgleich ein europäischer Gourmand über diese Zusammenstellung vielleicht die Nase gerümpft haben würde. Man darf aber nicht übersehen, daß kein „studirter" Koch damals den Küchenzettel machte, sondern ein „gelernter" Kaufmann, der froh gewesen, hier ein Unterkommen zu finden und die Schreibfeder mit dem Kochlöffel vertauschen zu dürfen, und daß ferner auf dem Camp nicht alles so zu haben ist, wie in einer Stadt. Den Eingeladenen schmeckte das Essen jedoch vortrefflich, denn auf dem dortigen Camp hat man einen Appetit, der mir mitunter unheimlich vorkam, und wo der bei uns übliche Bratenbeiguß fehlte, da ersetzte man denselben durch häufigen Beiguß von Wein. Man aß, trank, schwatzte und lachte und als man mit dem Essen endlich zu Ende war, wurde erst recht getrunken, gelacht und geschwatzt. Nachdem man sodann den vorhandenen Wein bis auf den letzten Tropfen vertilgt hatte, kam eine Anzahl dickleibiger Flaschen mit echt baierischem Biere an die Reihe, und da auch dieses schnell den Weg alles Irdischen nahm, ging man zum Grog über. Trotz des fortwährenden Einheizens mit geistigen Getränken nämlich und obwohl ganze Körbe mit ausgekörnten Maiskolben in dem großen Kamine verbrannt wurden, fühlte man dennoch die Kälte der Nacht, welche durch die noch feuchten Mauern und die Thüröffnungen des Hauses in das Zimmer eindrang, in recht unangenehmer Weise, so daß die Eröffnung hinsichtlich des erwärmenden Getränkes allgemeinen Jubel hervorrief. Wenn ich nicht irre in meinen Erinnerungen, wurde hierauf eine verunglückte Rede gehalten, ein Herr trug zur Belustigung des Publikums einige Zauberkunststückchen vor, ein Dritter deklamirte unter Pantomimen-
gleitung den „Handschuh" von Schiller, blieb aber mitten in
nem Vortrage stecken, und dann auf einmal wurden patriotische
der angestimmt mit einer solchen dröhnenden Wucht dieser ab-
ärteten Männerkehlen, daß die anwesenden Damen aus dem
mmer flüchteten, um fern von jenen mächtigen Tönen draußen
Mondenscheine sich zu ergehen. Eine derselben machte hierbei

die überraschende Entdeckung, daß einer der Bergrücken in riesig vergrößerten Umrissen die ehernen Züge des Estanziaverwalters, des Herrn Beathy, trug, und flugs wurde auf diese Wahrnehmung hin jener Bergesspitze der Name Beathyshöhe beigelegt.

Das schöne Fest hätte vielleicht noch sehr lange gedauert, wenn man sich nicht mit einem Male der traurigen Thatsache gegenüber gesehen hätte, daß alles, was an geistigen Getränken auf der Villa sich befand, die durstigen Kehlen hinabgeglitten war. Nun erklärten plötzlich diejenigen Herren, welche noch einen Augenblick vorher höchst aufgeräumt sich gezeigt hatten, daß sie doch eigentlich sehr müde seien und daß es Zeit wäre, an den Heimweg zu denken, andere, die noch bleiben wollten, arrangirten ein Tänzchen, wobei das Orchester aus einer Mundharmonika bestand, aber mit der rechten Fröhlichkeit war es bei der herrschenden Trockenheit doch vorbei. Bald nachher — es war gegen 2 Uhr Morgens — saßen denn auch Herren und Damen im Wagen oder im Sattel, kräftige Händedrücke wurden zum Abschied gewechselt und wenige Minuten später lag die Villa Rödigersruhe still und einsam auf dem mondscheinbeschienenen Camp.

Daß eine Abendunterhaltung der Honoratioren in Tornquist sich gewaltig von solchen Gesellschaftsabenden unterscheidet, wie man sie bei uns in feineren Kreisen zu veranstalten pflegt, wo zu einem ästhetischen Thee elegische Butterbrödchen verabreicht werden, wo man nur ganz gebildet und möglichst steif über die trivialsten Gegenstände sich unterhält, um sich nachher einzureden, daß man sich vortrefflich amüsirt habe, da man unter anderem aus dem Munde eines Geheimrathes die überraschende Mittheilung vernommen, daß heute ein schöner Tag gewesen und die nicht minder außerordentliche Wahrheit von Seiten einer Kommerzienräthin, daß das Wetter sich möglicherweise nochmals ändern könne, das bedarf nach dem Vorhergehenden keines weiteren Nachweises. Wer jedoch diesen Unterschied etwa zu Ungunsten der ersteren sich auslegt, der möge bedenken, daß unter jenen Campleuten, die beständig auf den ausschließlichen Verkehr unter sich angewiesen sind, ei ganz anderes, intimeres und zwangloseres Verhältniß sich hera bilden muß, als ein solches bei uns unter so vielen mit einand weder verwandten noch verschwägerten Leuten überhaupt denk wäre. Jedenfalls unterscheidet sich die dortige bessere Gesellsch darin sehr vortheilhaft von der unsrigen, daß man auf dem

ſamen Camp die Anweſenheit eines jeden gebildeten Landsmannes wohl zu ſchätzen weiß und ihm daher mit herzlicher und aufrichtiger Freundſchaft entgegenkommt, daß man ihn wirklich achtet und ſich hütet, ihm zu nahe zu treten, oder gar, wie dies z. B. unter den Deutſchen in Buenos-Aires eine ſo ſehr beliebte Mode iſt, ihn bei jeder Gelegenheit heimlich zu verdächtigen und zu verläumden. Dieſen gegenſeitigen Gefühlen aber iſt es zu verdanken, daß ſelbſt dann, wenn es am luſtigſten bei den gemeinſchaftlichen Vergnügungen hergeht, doch ſtets ein höchſt decenter Ton herrſcht und daß nie ein Betragen einreißt oder irgend ein Wort fällt, wodurch das Zartgefühl einer Dame ſich verletzt fühlen könnte. Die Manieren der Herren ſind allerdings zuweilen etwas derb, aber das bringt die Lebensweiſe auf dem Camp nun einmal mit ſich. Es iſt ein freies und ungebundenes, mitunter etwas rauhes und ſelbſt wildes Leben, was man dort führt; die feineren Genüſſe der Civiliſation muß man zwar entbehren, dafür aber gedeiht bei der kräftigen Koſt und dem geſunden Klima der Körper vortrefflich und auch Herz und Gemüth erhalten ſich eine gewiſſe urwüchſige Friſche, wie man ſie in den Städten und auch auf den bevölkerten Kolonien wohl ſelten finden wird. Das Leben auf dem Camp eignet ſich nur für den körperlich ganz geſunden Menſchen, vor allem ſollte derjenige dem Campe fern bleiben, der nicht im Stande und gewillt iſt, recht häufig die anſtrengendſten Ritte zu Pferde zu machen. Wer nicht reiten kann, der kann auf dem Camp kaum exiſtiren. Schon die Anweſenheit des zahlreichen Rindviehes, welches den Fußgänger häufig ohne weiteres angreift, während vor dem Reiter ebenſo wie vor einem Fuhrwerke ſelbſt der wildeſte Stier Reißaus nimmt, macht das Reiten zu einer Nothwendigkeit für einen Jeden, der nur eine kleine Strecke über den Camp zurückzulegen hat. Das Reiten oder Reitenlernen ſelbſt aber iſt eine Kleinigkeit für den, der über geſunde Glieder verfügt, denn die Pferde ſind ungemein zahm, beſitzen faſt keine Untugenden und ſind gewohnt, niemals zu traben, ſondern ſtets zu galoppiren. So reitet denn auch auf Torn-
ſt eigentlich Jeder, Männer und Weiber, Jünglinge und Jung-
uen, Knaben und Mädchen bis herunter zu den Kindern im
er von 3 oder 4 Jahren. Mitten in der Kolonie liegt ein dem
rn Tornquiſt gehöriges Landhaus, welches derſelbe den Kolo-
en als Schullokal überlaſſen hat und wo ein von der Regierung
eſtellter deutſcher Lehrer, Namens Federſpiel, ſich befindet.

Da hat es mir denn Morgens stets eine große Freude bereitet, zuzusehen, wie die Kinder nach der Schule hinritten. In der Regel saßen deren zwei, manchmal auch drei auf einem Pferde und zwar das größte im Sattel, während die anderen hinter resp. vor ihm saßen und dabei das hintere das vordere mit den Aermchen fest umschlungen hielt. In vollem Galopp ging es dahin über den Camp durch die frische Morgenluft und die Augen der Kleinen strahlten dabei förmlich vor Entzücken, was mich Anfangs auf die falsche Idee gebracht hatte, als ob hier der Schulbesuch den Kindern ausnahmsweise ein großes Vergnügen bereite.

Erwähnen will ich schließlich noch, daß wie alle Beamten auf Tornquist germanischer Abstammung sind, so auch selbst der Stationsvorsteher und gleichzeitige Post- und Telegraphenverwalter ein Deutscher, Namens Grabowski ist. Der Einfluß des Deutschthums macht sich denn dort auch überall bemerkbar, in dem freundlichen und sauberen Aeußeren der vorhandenen Gebäude und der ringsum angelegten Gärten, sowie nicht weniger in dem herzlichen und zuvorkommenden Empfang, welcher dem deutschen Ankömmlinge daselbst zu Theil wird. Man fühlt sofort, daß eine deutsche Faust es ist, welche hier ein ziemlich strammes Regiment führt und welche selbst den vorhandenen, zumal wegen der Viehzucht vorläufig unentbehrlichen Bediensteten oder Knechten romanischer Rasse die nöthige Achtung für sich und die Germanen überhaupt abzunöthigen weiß. Wer aber jemals die rücksichtslose Unverschämtheit der Romanen den Deutschen und Schweizern gegenüber kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der wird auch diesen Umstand zu würdigen wissen.

Ich für meine Person habe an der Kolonie Tornquist nichts auszusetzen gefunden, ich sah dort ein herrliches, für den Ackerbau und die Niederlassung von Deutschen vorzüglich geeignetes Land vor mir, dessen Eigenthümer den redlichen Willen und die Macht haben, um das ganze Gebiet zum Emporblühen zu bringen und so den Kolonisten eine Zukunft zu bieten, und da ich nicht zu denjenigen gehöre, welche, um ihr kritisches Talent zu zeigen, über das eine oder das andere tadeln zu müssen glauben, selbst da, w nichts zu tadeln ist, da ferner die Einwanderung von Deutsch nach Südamerika nicht nachläßt, sondern zuzunehmen versprid für diese aber ein geeigneterer Ort zur Niederlassung als die K lonie Tornquist augenblicklich in Südamerika nicht existirt,

fühlte ich mich berechtigt und auch zum Theil verpflichtet, für das Unternehmen ein-, sowie gegen einzelne Tadler, die ohne alle Kenntniß von der Lage der Dinge in gewissen Zeitungen ihren Witz gegen dasselbe losließen, aufzutreten. Es ist noch nicht gar so lange her, daß ein gewisser Quidam, der im Fluge mit der Eisenbahn Argentinien durchreiste und sich kurze Zeit im subtropischen Nordwesten aufhielt, um dann später auf Grund der dort gemachten unvollständigen und unsicheren Beobachtungen sein sicheres Urtheil über die argentinischen Kolonien im gemäßigten Südosten orbi et urbi mit kategorischem Selbstbewußtsein zu verkünden, daß der auch der Tornquist'schen Besitzung gedachte und aus dem Schatzkästlein seiner niemals gemachten Erfahrungen einige wegwerfende Bemerkungen für dieselbe hervorkramte — von anderen lediglich aus dem Neide und der Bosheit hervorgegangenen Angriffen ganz zu schweigen. Ein solches Verfahren kann nicht scharf genug gerügt werden, wenn dasselbe auch bei jenem Quidam, der später die von ihm gesehenen brasilianischen Kolonien mit den im Geiste erblickten argentinischen verglich, erklärlich war. Denn wenn es gewissenlos ist, einen Auswanderer nach einer für ihn ungeeigneten Gegend zu verlocken, so ist es kaum weniger unverantwortlich gehandelt, denselben von dem einzigen Platze, wo er eine sichere Zufluchtsstätte finden würde, zu verscheuchen und ihn so in's Ungewisse zu treiben. Ob es ferner patriotisch ist, ein Unternehmen, welches unseren Landsleuten selbst unter Darbringung sonst unnöthiger pekuniärer Opfer ein abgeschlossenes Heim schaffen will, mit nichtssagenden und grundlosen Redensarten zu verdächtigen, das überlasse ich dem Urtheile des Lesers. Um etwas Derartiges zu beginnen und den deutschen Namen im Auslande zu discreditiren, dafür mußten doch schwerwiegende Gründe vorliegen, von deren thatsächlichem Vorhandensein man sich persönlich oder durch die Aussage glaubwürdiger und unpartheiischer Leute überzeugt hätte. Nun ist aber vielleicht noch niemals von competenten und uninteressirten Personen ein so günstiges Urtheil über eine Kolonie ge-
...lt worden, wie ein solches in letzter Zeit von dem auf Veran-
...sung des Schweizer Consuls in Buenos-Aires nach Tornquist
...sandten Experten Cufre, sowie von dem in Fragen über argen-
...ische Kolonisationsverhältnisse als Autorität geltenden Heraus-
...er des argentinischen Wochenblattes in Buenos-Aires über die
...onie Tornquist abgegeben wurde, zum großen Erstaunen einiger

Leute, die nicht begreifen wollten, daß man über ein Kolonie-Unternehmen, welches sie aus eigener Anschauung nicht kannten und bei dem sie nicht direkt interessirt waren, günstig urtheilen könne. Daß in Südamerika kein Kolonie-Unternehmen von der Bedeutung und Solidität wie das Tornquist'sche mehr existirt, ist allerdings ebenso unzweifelhaft wie die Thatsache, daß dort noch immer derartige Ansiedlungsprojekte in's Leben gerufen werden, deren kapitalschwache Urheber zu den verkehrsarmsten und abgelegensten, weil billigsten Gegenden ihre Zuflucht nehmen müssen. Daß diesen Leuten ein so brillant fundirtes und von der Natur ungewöhnlich begünstigtes Unternehmen ein Dorn im Auge ist, begreifen wir sehr wohl; der liebe Brodneid bildet ja einen wichtigen Faktor in unserem socialen Leben, wir hoffen aber, daß die Firma Tornquist & Cie. durch alle von solcher Seite ausgehenden Angriffe in ihren Bestrebungen sich nicht wird irre machen lassen. Sie ist in die glückliche Lage versetzt, derartige Machinationen verachten und warten zu können, bis die Wahrheit von selbst sich Bahn bricht, und ebenso wie dies in Argentinien bereits geschehen ist, wie dort das Interesse für die Tornquist'sche Kolonie ein immer allgemeineres und lebhafteres wird, so zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß auch in Deutschland trotz aller kleinlichen Nörgeleien die Zeit einmal kommt, wo man mit ungetheiltem Wohlwollen die Fortschritte beobachtet, welche das Deutschthum im Süden der Provinz Buenos inmitten der ungeheuren Ueberzahl von Romanen machen wird.

Kapitel VII.

Bahia Blanca.

Eine nur einstündige Fahrt mit der Bahn von Tornquist in der Richtung nach Bahia Blanca versetzt uns abermals in eine völlig veränderte Umgebung. Die Berge tauchen in unserem Rücken am Horizonte unter und wiederum befinden wir uns inmitten des flachen und endlosen Camp, der hier aber einen noch weit trostloseren Anblick darbietet als im Norden und in der Mitte der Provinz. Der Graswuchs ist sehr spärlich, vertrocknet und saftlos, er besteht aus vereinzelten Grasbüscheln, zwischen denen die kahle, im hohen Grade kalk- und salpeterhaltige Erde sichtbar wird. Daneben erblickt man immer häufiger hellweiße Stellen, die Toskabänke oder Muschelschichten, welche der Arbeit mit dem Pfluge ein unüberwindliches Hinderniß entgegenstellen würden. Zu dem Oeden und Monotonen, was die Gegend an sich hat, gesellt sich hier noch der eigenthümliche deprimirende Eindruck, den das Verweilen inmitten eines großen und fast völlig sterilen Landstriches auf den empfindenden Menschen stets zu machen pflegt. Anpflanzungen sieht man nirgends, von lebenden Wesen selten einmal eine kleine Anzahl schlechtgenährter Kühe und Pferde und mit banger Erwartung fragt man sich, wie wohl eine Stadt aussehen wird, die eine ...he trostlose Umgegend hat. Aber die ängstlichen Befürchtungen ... dieser Hinsicht gehen nicht in Erfüllung. Bahia Blanca nimmt ... im Gegentheil ganz nett aus, wenn man es nach zweistündiger ...se von dem Eisenbahnzuge aus vor sich erblickt. In der Nähe ... Stadt wird das Terrain stark hügelig und auf diesen Hügeln ...en sich stattliche Gebäude sowie hier und da auch Baumpflan-

zungen und Gartenanlagen, ein Bach schlängelt sich zwischen den Hügeln hindurch und dicht bei Bahia Blanca ist sogar ein ganz niedliches Wäldchen angelegt, ein Beweis, daß Anpflanzungen von Bäumen selbst hier, wo sie der vollen Wucht des Südwindes (des Pampero) ausgesetzt sein sollen, recht wohl gedeihen. Das Bahnhofsgebäude ist ziemlich großartig, der Perron breit und sehr sauber, die Bauart ist wie diejenige aller Stationsgebäude der Südbahn völlig in europäischem Style gehalten.

Ein liebenswürdiger Hausknecht drängt sich bei unserm Aussteigen auf den Perron an uns heran, um unser Gepäck auf sich zu laden und uns nach dem draußen vor dem Bahnhofe haltenden Omnibus zu geleiten. Der Fremdenverkehr scheint nicht besonders stark in Bahia Blanca zu sein, denn obwohl nur ein Zug täglich dort eintrifft, waren ein Bekannter von mir und meine Wenigkeit die einzigen Gäste, welche der Omnibus des ersten Hotels von Bahia Blanca in sich aufnahm. Kaum saßen wir in dem Fuhrwerke, so stieg unser Rosselenker auf den Bock und nun ging es in flottester Gangart über holperige und miserabel erleuchtete Straßen nach dem Hotel. Dieses Hotel, dessen Name ich leider vergessen habe, gehörte einem Franzosen oder vielmehr der Wittwe eines solchen, von der man sich erzählte, daß sie zwar nicht mehr sehr jung, dafür aber sehr reich sei und daher mit Heirathsanträgen von allen Seiten förmlich überlaufen würde. Die würdige Dame soll jedoch allen Bewerbern erklärt haben, der Ruf und die Ehre ihres Gasthofes gingen ihr über alles, selbst über das Glück, einen zärtlichen Mann an ihrer Seite zu wissen. Im Wachen über das Renommée des Hotels bestehe ihre höchste, von dem seligen François als heiliges Vermächtniß ihr ausdrücklich an's Herz gelegte Lebensaufgabe, diese gewissenhaft zu erfüllen werde ihr aber unmöglich, wenn sie beständig einen Mann um sich habe, der einen Theil ihrer kostbaren Zeit und ihrer Gedanken für sich in Anspruch nehme. Aus diesem gewiß achtungswerthen Grunde ist die vielbegehrte Wittwe auch bis heute noch Wittwe geblieben, jedoch, wie wir uns bald überzeugten, nicht zum besonderen Vortheile der Reisenden. Denn Betten und Essen waren recht mittelmäßig, die Preise d gegen recht hoch; man bezahlte $3^1/_2$ Pesos m/n (etwa 14 Fran pro Tag für Kost und Logis, wofür allerdings ein ganz gu Rothwein zum Frühstück und zum Mittagessen nach Diskret verabreicht wurde. Unsere ohnehin zweifelhafte Freude über

Bewirthung wurde durch drei Umstände noch mehr heruntergedrückt, erstens einmal dadurch, daß wir unsere schöne Wirthin nicht zu Gesicht bekamen, zweitens, weil trotz der intensiven Kälte, welche damals herrschte — der Thermometer zeigte zwar nur — 3 ° R., aber in Südamerika empfindet man jede niedrige Temperatur doppelt unangenehm — nirgendwo eingeheizt war und drittens endlich durch den echt romanischen Schmutz, der besonders überall da sich breit machte, wo nicht oder nicht ausschließlich gespeist oder geschlafen wurde. Mit welcher Wehmuth dachte ich damals zuweilen an das Hotel Simmermacher in Tornquist zurück, wo an allen Ecken und in jedem Winkel angeklebte in spanischer Sprache abgefaßte Plakate mit so großem Erfolge zur Reinlichkeit aufforderten!

In Argentinien pflegt man, besonders je weiter man nach dem Süden kommt, Bahia Blanca eine sehr schöne Stadt zu nennen, was mich zum ernsten Nachdenken darüber veranlaßte, worin eigentlich diese Schönheit bestehen solle. Sie gleicht allen andern Campstädten auf ein Haar, sie besitzt dieselben sich rechtwinklig durchschneidenden Straßen, eine Plaza mit Bäumen, die sorgfältig ausgewählt zu sein scheinen, damit sie ja nicht etwa Schatten werfen, lauter einstöckige Häuser mit flacher Dachung, eine Masse Wirthshäuser und ungemein viel Staub. Möglich wäre es nun, daß man die Schönheit von Bahia Blanca aus der Qualität dieses Staubes im Vergleiche zu demjenigen anderer argentinischer Städte abgeleitet hätte, wenigstens vermochte ich einen anderen Erklärungsgrund für jene merkwürdige Behauptung nicht herauszufinden. Staubisch sind sie nämlich alle in hohem Grade, diese Städte, aber während in Buenos-Aires der Staub graubraun, in Santa Fe grauschwarz, in Rosario graugelb 2c. ist, ist derselbe in Bahia Blanca schön grauweiß. Ich muß gestehen, daß ich diese Art von Schönheit scheußlich fand, ebenso wie die Stadt selbst ganz unendlich langweilig. Ein Pflaster kennt man dort noch weniger wie sonstwo in Argentinien und so watet man denn, um sich die Zeit zu vertreiben, durch den fußhohen und feinen Staub, mit welchem die menschen-[illegible]lassenen Straßen bedeckt sind, sieht sich die Häuser an, von denen [illegible]es genau dem anderen gleicht, bewundert die brasilianischen Pal-[illegible]en, welche ein hochweiser Magistrat rings um die Plaza gepflanzt [illegible]t und welche in diesem Klima natürlich nicht gedeihen können [illegible]d tritt dann zuweilen in ein Wirthshaus ein, um sich auszu-[illegible]en und den Staub herunterzuspülen. Vergnügungen —

anständiger Art wenigstens — gibt es in Bahia Blanca nicht; seine Einwohner fühlen sich glücklich und zufrieden, wenn sie den Tag über ab und zu einen Schnaps trinken und des Abends in irgend einem der übrigens theilweise sehr schön und großartig eingerichteten Restaurants beim Karten- und Billardspiel einen kräftigen Schlaftrunk zu sich nehmen können. Dem Fremdlinge möchte ich nicht rathen, etwa zu seinem Vergnügen der schönen Stadt Bahia Blanca einen Besuch abzustatten. Sein Leben würde nur um eine traurige Erinnerung an trostlos verlebte Stunden reicher werden.

Interessant ist es, daß man in Bahia Blanca kein Brunnenwasser hat. Alles Wasser nämlich, was aus dem Boden kommt, ist salzig und ungenießbar. Man behilft sich deßhalb entweder auf die Weise, daß man Regenwasser sammelt und in Fässern oder Cisternen aufbewahrt, oder daß man das Wasser aus weiter Ferne in Fässern holen läßt, wodurch der Preis von einem Liter Trinkwasser zuweilen auf 10 Centavos (40 Pfg.) sich stellen soll. Während meiner Anwesenheit in Bahia Blanca hatte es seit mehreren Monaten nicht mehr geregnet, ein Umstand, unter welchem damals nicht nur die Stadt, sondern überhaupt die ganze Provinz sehr zu leiden hatte. Ich hatte keine Ahnung davon, daß man dort kein Brunnenwasser kenne, und ließ mir daher eines Tages in einem deutschen Wirthshause ein Glas Wasser reichen, welches, wie ich später erfuhr, aus schon seit vier Monaten in einem gemauerten und cementirten Behälter aufbewahrten Regenwasser bestand. Gleich nach dem Genusse wurde ich von einem solchen Uebelbefinden befallen, daß ich fast an eine Vergiftung geglaubt hätte, und es dauerte wohl $1^1/_2$ Stunden, ehe ich mich wieder völlig erholt hatte. Der freundliche Wirth versicherte mir damals, als er meinen Zustand bemerkte, in ganz Bahia Blanca tränke kein Mensch klares Wasser, sondern höchstens mit Wein oder Branntwein vermischt. Diese Bemerkung hätte mir den starken Consum geistiger Getränke in Bahia Blanca erklären können, wenn ich nicht früher schon die Wahrnehmung gemacht hätte, daß das Trinken von Spirituosen in allen argentinischen Campstädten in hohem Ansehen steht.

Ein Schweizer, Namens Dr. Karl Heuser in Bahia Blanc[a] hat in letzter Zeit den Versuch gemacht, Weinreben dort anz[u]pflanzen und zwar mit bemerkenswerthem Erfolg. Der aus diese[n] Trauben gekelterte Wein hat Aehnlichkeit mit unsern gering[en] Moselweinen, er besitzt dieselbe Säure und nur wenig Bouquet, [...]

aber viel kräftiger. Zum Trinken beim Essen wäre er gar nicht so übel, wenn er nicht einen starken Bodengeschmack hätte, der von dem reichen Salpetergehalte des dortigen Bodens herrühren wird. Jedenfalls hat Herr Heuser den Beweis geliefert, daß das dortige Land für den Anbau von Wein sich recht gut eignet; nach meiner Ueberzeugung würde man in Tornquist, wo der Boden ungleich besser ist und geschützte Lagen zwischen den Bergen genug vorhanden sind, mit solchen Versuchen ganz ausgezeichnete Resultate erzielen.

Bahia Blanca ist eine Stadt von etwa 5000 Einwohnern. Noch vor 10 Jahren soll es vorgekommen sein, daß bewaffnete Indianerhorden am hellen Tage in dieselbe eindrangen und Angst und Entsetzen unter der Bevölkerung verbreiteten, heute jedoch, wo man die ganze Umgegend von diesem Raubgesindel gründlich gesäubert und nach Süden und Westen zu in einem weiten Bogen eine Reihe von telegraphisch mit einander verbundener Militärposten angelegt hat, ist die Indianergefahr für Bahia Blanca sowohl wie für den Camp im Süden der Provinz Buenos-Aires als beseitigt zu betrachten. Im Laufe von 10 Jahren soll sich die Einwohnerzahl um mehr als 2000 vermehrt, also beinahe verdoppelt haben, wovon ein großer Theil auf die zwei letzten Jahre entfällt, in denen der Zuzug von Fremden ein besonders starker gewesen ist. Unter diesen befanden sich auch verschiedene Deutsche, von denen ich mehrere kennen lernte und die mir sämmtlich erklärten, daß sie mit dem Gange ihrer Geschäfte recht zufrieden seien. Die Stadt exportirt Häute, Knochen, Hörner, Wolle, Talg, Fische und dgl. und fängt jetzt auch in bescheidenem Maßstabe an, für ihre und der Umgegend Bedürfnisse direkt aus Europa zu importiren. Industrielle Etablissements besitzt Bahia Blanca wenige; ein sehr bedeutendes derartiges Institut liegt in der Nähe des Hafenortes Bahia Blanca, nämlich eine großartige Pferdeschlächterei, welche hauptsächlich Talg producirt. Ich habe viele Tausende von Pferden vor dieser Schlächterei (Saladero) in einer kolossal langen ·ihe halten gesehen, bestimmt, eines nach dem andern abgedeckt werden. Allein aus Tornquist wurden zur Zeit meiner dortigen wesenheit an einem Tage über 2000 unbrauchbare Pferde nach em Saladero getrieben. Man hat mich zwar eingeladen, die mmte Einrichtung desselben aus nächster Nähe mir zu betrach- aber ich mußte dankend ablehnen; der Anblick dieser Riesen-

Abdeckerei erregte schon von weitem in mir einen intensiven Widerwillen.

Trotzdem die Stadt Bahia Blanca auf viele Meilen in der Runde nur von unfruchtbarem Sand- und Kalkboden umgeben ist und obwohl sich dieselbe gegenüber andern Städten Argentiniens verhältnißmäßig langsam bis Dato entwickelte, geht sie dennoch einer großen Zukunft mit Bestimmtheit entgegen. Diese Zukunft aber beruht auf dem nahen und vortrefflichen Hafen, mit welchem die Stadt seit kurzem durch ein Eisenbahngeleise verbunden ist. Den Hafenplatz Bahia Blanca (El puerto) erreicht man von der Stadt aus bei langsamer Bahnfahrt in etwa 10 Minuten. Außer dem vorhin erwähnten Saladero befanden sich daselbst im August 1886 circa 25 Gebäulichkeiten, darunter eine kleine Bretterhütte, die als provisorisches Stationsgebäude diente, 6 oder 7 Wirthshäuser und ein öffentliches Haus. Alles übrige, was an Wohngebäuden dort vorhanden war, bestand aus durchweg sehr primitiven Bretterbuden für die Beamten, Arbeiter und einige spekulative Geschäftsleute, welche daselbst sich niedergelassen hatten. Die Niederlassung macht keinen herzerquickenden Eindruck. Der sanft nach dem Wasser zu sich senkende Boden ist völlig kahl, hier und da mit Seewasser, Schlamm oder Schilf, sonst aber überall mit Sand bedeckt. Man versicherte mir dort, daß alles Land, auf welchem jetzt der Hafenort Bahia Blanca erbaut ist, noch vor 8 Jahren beständig unter Wasser gestanden habe und daß im Laufe dieser kurzen Zeit das Meer so weit unter sein früheres Niveau zurückgetreten sei, ein Umstand, der auch leicht die Beschaffenheit des Bodens in der Nähe der Stadt Bahia Blanca nach Westen und Norden zu erklärt. Der Hafenort Bahia Blanca liegt an einem Meeresarme, der ungefähr 1 Kilometer breit ist und in welchen in einiger Entfernung nach Nordwesten der Sauce Chico sich ergießt. Die Entfernung von dem Puerto bis zur offenen See soll 10—12 Kilometer betragen. Obwohl dieser Meeresarm, welcher tief genug ist, um auch schwer beladenen Seedampfern das Einlaufen zu gestatten, einen vortrefflichen, gegen alle Unbilden der See vollkommen schütze- den Hafen darstellt, so beginnt die Bedeutung von Bahia Blan als Seehafen doch erst von dem Zeitpunkte an, wo die Englän die Südbahn bis hierhin verlängert und ganz ausgezeichnete Ei richtungen zum Ein- und Ausladen der Schiffe daselbst getroff haben, nämlich seit dem 1. Juli 1884. Denn abgesehen davo

daß die Stadt oder der Distrikt Bahia Blanca zu wenig produzirte oder consumirte, um einen starken und regelmäßigen Schiffsverkehr in dem dortigen Hafen herbeizuführen, war auch der Transport der Ladung über den sandigen, von der Fluth durchweichten Boden mit großen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft. Dem letzteren Uebelstande nun haben die Engländer gründlich abgeholfen. Eine ein und einen halben Kilometer lange eiserne Brücke wurde mit enormen Unkosten auf dem weichen Untergrunde bis in den Meeresarm erbaut und bis zu deren Endpunkte das Schienengeleise ausgedehnt, welches in einer riesigen Linie den Hafenplatz Bahia Blanca mit Buenos-Aires verbindet. In dem Meeresarme selbst wendet sich diese Brücke in einem rechten Winkel nach links und bildet so ein langes eisernes Quai, an dessen beiden Seiten die Seeschiffe anlegen können. Ueber dieses Quai laufen mehrere für die Eisenbahnwagen bestimmte Geleise, während acht mächtige hydraulische Krahnen das Ein- und Ausladen der Schiffe resp. Wagen besorgen. Diese Krahnen werden von einem Dampf-Wasserwerke großartiger Construction, welches etwa 2 Kilometer von den ersteren entfernt ist, gespeist. In Südamerika gibt es jedenfalls keine derartige Einrichtung mehr, welche mit dieser überhaupt sich vergleichen dürfte, denn selbst in Rosario, wo Eisenbahngeleise bis an den Rand der übrigens hölzernen Landungsbrücken führen und wo eine Anzahl kleiner lokomobiler Krahnen vorhanden ist, sind die betreffenden Anlagen bei weitem nicht so solid, bequem und praktisch wie in Bahia Blanca.

Der Nutzen, den ein solcher Hafen für Bahia Blanca und den Süden der Provinz Buenos-Aires haben muß, liegt auf der Hand. Wie umständlich und kostspielig das Ein- und Ausladen auf der Rhede von Buenos-Aires ist, haben wir früher gesehen, man kann daher mit Sicherheit voraussagen, daß ein großer Theil des überseeischen Exportes und wahrscheinlich auch des Importes der Provinz Buenos-Aires allmählich seinen Weg über Bahia Blanca nehmen wird. Bahia Blanca kann für die Hafenstadt Buenos-Aires nochmals eine recht empfindliche Concurentin werden und us den Erwartungen, die man hieran knüpft, erklärt sich auch die arke Einwanderung von Fremden, welche seit Ausdehnung der Südbahn bis Bahia Blanca in diesem Orte stattgefunden hat. harakteristisch dafür, welchen Aufschwung von der dortigen Ge-nd man sich verspricht, ist der Umstand, daß man den Camp

zwischen Bahia Blanca Stadt und Hafen, wo weit und breit keine menschliche Niederlassung zu sehen ist, stellenweise als Bauplätze vermessen und zum Verkaufe ausgesetzt hat. Man könnte über ein solches Unternehmen lächeln, wenn man nicht wüßte, wie riesig schnell in Südamerika überall da Städte aus dem Boden emporwachsen, wo der Verkehr sich hinzieht oder sich hinziehen zu wollen scheint. Ein Beispiel hierfür liefert uns die neu gegründete Stadt La Plata, zu welcher im November 1882 der Grundstein gelegt wurde und in welcher jetzt in mehr als 2000 Gebäulichkeiten über 30 000 Menschen wohnen!

Kapitel VIII.

Schluß.

Nach des Autors ursprünglichem Plane sollte dieses Büchlein einen erheblich größeren Umfang erhalten und auch aus andern Gegenden als den bis jetzt erwähnten Reiseeindrücke wiedergeben. Aber das Beschreiben von Reisen durch das La Plata-Gebiet, soweit dasselbe unter der gemäßigten Zone liegt, wird zuletzt eine keineswegs unterhaltende oder interessante Sache. Denn man mag in den Provinzen Buenos-Aires, Santa Fe oder Entre Rios hinkommen, wohin man will, es sieht sich mit wenigen von mir berührten Ausnahmen dort alles erschrecklich ähnlich. „Wenn Sie *ein* Campstädtchen oder *eine* Ansiedlung hier zu Lande gesehen haben", sagte mir einmal ein Herr, der seit Jahren fortwährend das Land durchreiste, „so kennen Sie dieselben *alle*", und ich habe später herausgefunden, daß der gute Mann im großen Ganzen mit seiner Behauptung vollkommen Recht hatte. Einen äußeren charakteristischen Unterschied zwischen den einzelnen dieser sämmtlich im spanisch-südamerikanischen Style erbauten Ortschaften gibt es nicht, die eine ist ein wenig sauberer gehalten wie die andere und jene hat ein Paar Einwohner und Wirthshäuser ꝛc. mehr wie diese, sonst aber gleichen sie sich untereinander wie ein Ei dem andern. ie auf der materiellen Lage der Einwohner, ihrer Nationalität dgl. beruhenden Unterschiede dagegen gehören in ein statistisches erk, und wer ein solches zur Hand nimmt und dabei unserer eiseskizzen sich erinnert, der wird aus dieser Zusammenstellung zutreffendes Bild von jeder einzelnen Kolonie resp. von jedem ädtchen am La Plata sich selbst entwerfen können. Ebensowenig,

wie wir ein statistisches Buch herausgeben wollten, war es unsere Absicht, etwa amüsante Reiseerlebnisse oder Reiseabenteuer zu veröffentlichen, obwohl deren und zwar mitunter von recht interessanter oder auch wohl pikanter Natur dem Reisenden im La Plata-Gebiete nicht allzu selten begegnen. Wo dergleichen Vorkommnisse einer kurzen Erwähnung oder Andeutung gewürdigt wurden, da geschah dies lediglich in der Verfolgung desjenigen Zieles, welchem dieses Buch gewidmet ist, nämlich in einer Aufeinanderfolge von skizzenhaften Umrissen dem Leser wenn auch nicht ein vollständiges, so doch in den aufgeführten Einzelheiten wahrheitsgetreues und möglichst zutreffendes Bild von dem dortigen Lande und den dortigen Sitten vor Augen zu führen. Man wird mir vielleicht von mancher Seite, wie dies ja auch meinen an andern Orten veröffentlichten Darstellungen widerfahren ist, vorwerfen, ich hätte hier und da etwas übertrieben oder doch wenigstens hinsichtlich der Leute in Argentinien einen Pessimismus entwickelt, zu welchem die thatsächlichen Verhältnisse keine Veranlassung darböten, aber dergleichen Beschuldigungen werden mich sehr kalt lassen. Wenn ich auch kaum in der Lage sein werde, ein eigenes Buch zur Widerlegung derselben herauszugeben, so werde ich ihnen doch zu begegnen wissen, denn das meiste von dem, was ich hier offen ausgesprochen, stimmt mit den wiederholten in meiner Gegenwart geschehenen Aeußerungen und Urtheilen von angesehenen Nicht-Argentinern überein, welche seit Jahrzehnten im Lande wohnen und es trotz aller seiner Fehler so liebgewonnen haben, daß sie, obwohl vermögend genug um in Europa von ihren Zinsen leben zu können, sich nicht mehr von ihm trennen wollen, denen man also sicher nicht etwa tendenziösen Pessimismus insinuiren könnte. Auch wird mir dasjenige, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen und beobachtet habe, selbst der beredtsamste und „uninteressirteste“ Bewunderer Argentiniens nicht aus dem Kopfe reden können. Ich habe absolut keinen vernünftigen Grund dort vorgefunden, der mich wie so manchen andern hätte veranlassen können, für die edlen Argentiner und die ebenso bildschönen wie herzensguten Argentinerinnen zu schwärmen. Letztere sind mir eigentlich sehr gleichgültig geblieben, mit den Argentin[illegible] dagegen mußte ich mich beschäftigen, wenn ich dem Auswande[illegible] eine richtige Vorstellung davon geben wollte, was ihn drüben [illegible]wartet; denn diese bilden doch die eigentlichen Herren im La[illegible] mit ihnen hat er zu leben und daher mit diesem Faktor zu rech[illegible]

Wenn ich aber die weniger empfehlenswerthen Eigenschaften derselben wie überhaupt der Romanen vornehmlich an's Tageslicht gezogen habe, so geschah dies, abgesehen davon, daß mir die banalen Lobhudeleien über Land und Leute in Argentinien schon längst ein Dorn im Auge waren nnd daß ich außer etwa der im Innern des Landes üblichen und auch übertrieben herausgestrichenen Gastfreundschaft hervorragende Tugenden bei diesem Volke nicht entdeckt habe, einestheils im Interesse des Auswanderers, der sich besser steht, wenn er auf das Schlimme, als wenn er auf das Gute, was ihm in Südamerika blüht, vorbereitet ist, andererseits in dem Glauben, den Argentinern und ihrem Lande hierdurch einen größeren Gefallen zu erweisen als durch eine neue Aufwärmung jener albernen Tiraden über die herrlichen Vorzüge der Bewohner des La Plata-Gebietes. Vielleicht (?) werden sie hierdurch aufmerksam auf ihre Fehler, die Selbsterkenntniß aber ist bekanntlich der erste Schritt zur Besserung und eine solche könnte für das Land nur von Vortheil sein. Vor allem thäte ein mehr herzliches und offenes Entgegenkommen gegenüber den Einwanderern, denen man in erster Linie den großartigen Aufschwung des ganzen Landes zu verdanken hat, dringend noth, auch die Verbreitung des Bewußtseins, daß Argentinien erst ein in der Entwickelung begriffenes Land und daß daher die lächerliche Ueberhebung gegenüber den Europäern, welche aus Argentinien doch erst dasjenige gemacht haben, was es heute vorstellt, ganz und gar nicht am Platze ist, wäre eine höchst wünschenswerthe Sache. Hoffentlich schwindet auch einmal der Dünkel, der jetzt in den Häuptern der Portenos herumspukt, mit der Zeit und wenigstens bei zukünftigen Generationen, und dann wird zweifellos vieles besser in Argentinien werden, darunter manches, was in diesem Buche gar nicht berührt wurde.

Mögen die Leute in Argentinien nun sein, wie sie wollen, mag auch das Land, was die Schönheit seiner Natur und seiner Städte betrifft, mit noch so problematischen Vorzügen im allgemeinen bedacht sein, die Thatsache ist jedenfalls weder zu bestreiten noch zu ...veifeln, daß keines von allen Ländern Südamerika's in dem ...stande einer so außerordentlichen Entwicklung begriffen ist und ...r so vielverheißenden Zukunft entgegengeht wie Argentinien. ...gentinien ist das Land der Massenproduction, es ist das Land ... großartigen Exportes und Importes, es ist daher auch das ...nd eines verhältnißmäßig großen Wohlstandes." Während z. B.

im Jahre 1883 in der Provinz Tucuman 24 Millionen Kilo Zucker gewonnen wurden und die Provinzen San Juan und Mendoza je etwa 2 Millionen Liter Wein produzirten, wurden an 61 Millionen Kilo Getreide, 24 Millionen Kilo Leinsamen, 5 Millionen Kilo Mehl, 19 Millionen Kilo Mais u. s. w. exportirt. Der Gesammtverkehr im auswärtigen Handel erreichte im Jahre 1884 einen Werth von 648,340,000 Mark gegen 586,548,000 Mark im Vorjahre, erhöhte sich also in einem Jahre um den Betrag von 61,792,000 Mark. Die Einwanderung hat ebenfalls in kolossalem Maße zugenommen, die schnelle und energische Art und Weise, wie bei der ungeheuern Ausdehnung der Republik und ihrer geringen Einwohnerzahl das Eisenbahn- und Telegraphennetz immer mehr über die einzelnen Theile des Landes bis nach den entferntesten Gegenden sich ausspannt, ist wahrhaft bewunderungswürdig, der Verkehr auf den Flüssen wird fortwährend reger und lebhafter, kurzum, wir sehen ein von der Natur wenn auch mit spärlichen Reizen, so doch mit den denkbar günstigsten Bedingungen für eine lohnende und großartige Production gesegnetes Land vor uns, welches in seiner gesammten materiellen und kulturellen Entwicklung einen Aufschwung nimmt, der fast beispiellos dasteht, der aber gleichwohl bei den klimatischen und Boden-Verhältnissen, sowie bei dem fortwährenden außerordentlich starken Zuströmen europäischer Kraft, europäischen Kapitals und europäischer Intelligenz als eine nothwendige Folge erscheint. Kein Land verdient daher auch in einem solchen Maße die Beachtung aller mit Muth und Unternehmungsgeist ausgerüsteten Leute, denen es im Vaterlande zu enge wird, wie Argentinien, denn vielleicht nirgendwo mehr bieten sich dem strebsamen und energischen Manne so günstige Gelegenheiten zur Verwendung seines Kapitals oder seiner Arbeitskraft wie dort, wo er noch dazu mit keinerlei klimatischen Beschwerden oder gar Gefahren zu kämpfen hat. Selbstverständlich ist hierbei die Voraussetzung, daß derjenige, welcher sein Kapital in irgend ein kaufmännisches oder speculatives Unternehmen stecken will, sich vorher mit den Verhältnissen des Landes und vor allem mit der Landessprache vertraut gemacht haben muß.

Der Entschluß zur Auswanderung nach einem fremden W. theile ist immer ein ernster und reiflich zu überlegender, denn we man seine Erwartungen noch so tief herabschraubt, wird man d in der Regel und besonders im Anfange stets finden, daß die Wir

lichkeit hinter ihnen gleichwohl noch zurückbleibt. Dann erst entdeckt man, was man alles drüben entbehren muß, so manche Kleinigkeiten, die man früher nie beachtete, die aber das Dasein werth und angenehm machten; ich habe schon Leute in Südamerika gehört, die mir erklärten, Pellkartoffeln und Kaffee in Deutschland wären ihnen lieber als dort Fleisch und Wein im Ueberflusse. Das sind nun allerdings Geschmacksachen, denn andere Leute versicherten mir auch das gerade Gegentheil hiervon, aber man ersieht doch hieraus, wie mächtig und nachhaltig frühere Lebensgewohnheiten zuweilen auf den Menschen zu wirken vermögen. Derartige Gefühlsmenschen gehören überhaupt nicht nach Südamerika; wer dort in den ersten Jahren etwas anderes sucht, als Arbeit und entsprechenden Lohn, vielleicht ein recht behäbiges Dasein, wie es in Deutschland auf dem Lande zuweilen Mode ist, der bleibe ruhig zu Hause, wie ich dies früher bereits auseinandergesetzt und wie ich denn überhaupt mein Bestes gethan habe, um demjenigen, der in Südamerika sein Glück zu versuchen gedenkt, klar zu machen, was ihm dort bevorsteht. Es gehört etwas dazu, einen Menschen dazu bestimmen zu wollen, daß er seine ganze Existenz aufgibt, um jenseits des Ozeans eine andere sich zu suchen, etwas, was mir vollständig fehlt und was mir etwa anzueignen zu suchen, für mich auch nicht der geringste Grund vorliegt. Aber dennoch, wenn man mitunter Gelegenheit hat, das Elend unter den ärmeren Klassen, wie es z. B. unter den belgischen Kohlenarbeitern oder auch hier und da in der Eifel herrscht, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und dabei an die wohlgenährten Gesichter der Ansiedler auf dem argentinischen Camp und an die dortige Lebensweise zurückdenkt, dann möchte man sich fast veranlaßt fühlen, den Leuten zuzurufen: weshalb um des Himmels willen versucht Ihr nicht einmal anderswo Euer Heil, anstatt so apathisch in Eurer jetzigen trost- und aussichtslosen Lage zu verharren? Nordamerika hat sich als Ziel für die deutsche Auswanderung überlebt; dort bestehen heute, ganz abgesehen von der Strenge der Behörden gegen mittellose Emigranten, fast europäische Verhältnisse, der Kampf t das Dasein und gegen die Konkurrenz ist dort beinahe ebenso wierig geworden wie in Europa, und gleichwohl strömt einer ßen Heerde vergleichbar unsere deutsche Auswanderung noch mer nach jenem in seinen fruchtbarsten Territorien bereits überten Lande. Wir fühlen zwar weder den Willen noch die Kraft

in uns, um jenen eigensinnigen Strom etwa nach dem La Plata ablenken zu wollen, aber wir hegen die feste Ueberzeugung, daß mancher, der gegenwärtig rath- und ziellos jener über den Ocean geleiteten Menschenmasse auf's Geradewohl sich anschließt, wahrscheinlich sehr in seinem Interesse handeln würde, wenn er vorher einmal das fruchtbare und emporblühende La Plata-Gebiet zum Gegenstande eines kurzen Nachdenkens machen wollte. An einem geeigneten und lohnenden Felde für seine Thätigkeit, d. h. für körperliche und nicht etwa für geistige Arbeit, wird es ihm bei ernstlichem Willen auf dem argentinischen Camp so leicht niemals fehlen, wenigstens sind Nahrungssorgen und Elend, die heutigen Tages in Nordamerika so Manchen heimsuchen, der mit ganz hübschen Mitteln dort anlangte, auf dem flachen Lande der Provinzen Buenos-Aires, Santa Fe und Entre Rios für den Mann, der arbeiten kann und will, so gut wie ausgeschlossen. Diesen Vorzug Argentiniens weiß aber vielleicht nur derjenige angemessen zu würdigen, der mit eigenen Augen die schreckliche Lage gesehen hat, in welche arbeitsame, aber durch gewissenlose Versprechungen verleitete Auswanderer jenseits des Oceans schon gerathen sind. Die größte Gefahr für den deutschen Einwanderer, zumal denjenigen mit Familie, der in Argentinien auf dem Campe sich ansiedeln will, liegt darin, daß er zuweit nach Norden, Westen oder Süden von der Stadt Buenos-Aires geräth, denn alles, was nicht Buenos-Aires, Santa Fe oder Entre Rios heißt, ist für ihn in der Regel vom Bösen. Die traurigen Schicksale, welche auch in Argentinien deutsche Kolonistenfamilien mitgemacht haben, waren meistens auf den Umstand zurückzuführen, daß die Betreffenden, durch Versprechungen der allgemeinsten Art herübergelockt, bei ihrer vollständigen Unkenntniß des Landes sich verleiten ließen, nach einer der entfernten Gegenden zu ziehen. Die obigen drei Provinzen dagegen kann man, was die vorhandenen Grundbedingungen für das materielle Wohlsein anbelangt, dem zur Auswanderung einmal Entschlossenen ohne Gewissensscrupel empfehlen. Zusammen sind dieselben etwa vier Fünftel so groß wie Deutschland, ha[...] aber noch nicht die Bevölkerung von einer Million Seelen, [...] denen allein 400 000 auf die Stadt Buenos-Aires entfallen. [...] ist also noch genug vorhanden, noch für viele Millionen, u[...] mehr aber zu bedauern, daß diese fruchtbaren und vom Klima sehr begünstigten Länderstrecken — mit Ausnahme der Torr[...]

schen Besitzungen — bestimmt zu sein scheinen, um den Herren Italienern, Basken und Consorten in die Hände zu fallen. Hiergegen läßt sich auch kaum noch etwas thun, die Romanen überschwemmen bereits in zu ungeheuren Massen das Land, in welchem sie in wenigen Jahren ein Vermögen sich erwerben, als daß man selbst von einer starken deutschen Auswanderung nach Argentinien noch ein Gegengewicht gegen die vollständige Romanisirung des Landes erwarten dürfte. Die deutschen Einwanderer können sich höchstens an einzelnen Punkten in größerer Anzahl zusammenfinden, um dort so viel wie möglich ihren heimischen Sitten und Gewohnheiten gemäß zu leben, aber die Zeiten, wo dieselben wie in Nordamerika ein Hauptfaktor für die Entwicklung des Landes hätten werden können, die sind, was Argentinien anbelangt, versäumt und vorüber. Eine politische Bedeutung hat das deutsche Element in Argentinien nicht und wird es auch schwerlich jemals haben. Seine Aufgabe kann nur darin bestehen, an dem friedlichen Wettkampfe der dortigen Nationen auf dem Gebiete der Erwerbsthätigkeit und der Civilisation sich zu betheiligen, in dieser Hinsicht aber braucht dasselbe trotz seiner numerischen Schwäche vor seinen Mitkonkurrenten wahrlich in keiner Hinsicht zurückzutreten. Großes hat zu allen Zeiten und in allen Welten als Pionier der Cultur der Deutsche geleistet, er hat in der Provinz Santa Fe den Grundstein zu der großartigen Ackerbauproduction Argentiniens gelegt und wir zweifeln nicht daran, daß er auch in der Provinz Buenos-Aires im Distrikte Bahia Blanca abermals eine Probe davon ablegen wird, was deutsche Schaffenskraft und deutsche Energie, da wo man seinen berechtigten Anforderungen an das Leben Rechnung trägt, zu Stande zu bringen vermag. Mag das Deutschthum am La Plata auch noch so zerfahren sein und mögen auch mancherlei Fehler, wie sie in diesem Buche erwähnt wurden, unter den Deutschen in Argentinien hervortreten, wo es einmal gilt, gegenüber ihren romanischen Nachbarn den deutschen Namen hoch zu halten oder zu Ehren zu bringen, verdienen sie jedenfalls unsere volle npathie und etwas mehr Interesse, als man ihnen in unserm erlande bis dahin leider geschenkt hat.

Druck von J. Stercken in Aachen.

